

THANK THE LORD



Lebensgeschichten – Glaubenswege

Ein Lese- und Arbeitsheft für Gemeinden

Materialheft 7

Inhaltsverzeichnis

Lebensgeschichten – Glaubenswege	3
Horizont Migration	7
„Ich habe Jesus getroffen“	8
Was es heißt, dazugehören	9
„An Gott glauben bedeutet Hingabe“	10
Horizont Atheismus	11
Vom jüdischen Atheisten zum messianischen Pastor und Evangelisten	12
„Von diesem Moment an war mein Leben nicht mehr dasselbe“	13
„Die Welt war nicht so, wie sie sein sollte“	14
„Auch Architektur kann eine große missionarische Kraft haben“	15
Horizont Säkulares Europa	17
„Was? Du gehst in eine Bibelgruppe?“	18
„Ich habe etwas gefunden, von dem ich nicht einmal wusste, dass ich es suchte“	19
Endlich gefunden!	20
Horizont Islam	21
„Nur eines kann die Wahrheit sein“	22
„Jesus hat die Kraft, unser Leben zu verändern“	23
„Gott half mir umzudenken“	23
Horizont Asien	25
„Ich war einfach neugierig geworden“	26
Grenzgänger zwischen Kulturen und Religionen	27
„An einem Tag wird man nicht Christ“	28
Horizont Indigene Völker	29
„Ich hatte vom Glauben an Christus gehört, aber ich verstand nicht“	30
„Meine Kinder hatten nichts zu essen“	31
„Ich wollte meinen Onkel töten“	32
Horizont Transformationen	33
„Er führte uns ins gelobte Land!“	34
„Ich wünsche mir, dass Menschen als Menschen geachtet werden“	35
„Ich war von Hass erfüllt“	37
„Es ist unglaublich, wie Jesus Leben verändert.“	38
Grundsätzliches	39
Ein Verhaltenskodex für Bekehrung	40
Das christliche Zeugnis in einer multireligiösen Welt	43
Wie finden Erwachsene zum Glauben?	46

Impressum

Herausgeber: Evangelisches Missionswerk in Deutschland (EMW) für die Träger von mission.de in Kooperation mit der Arbeitsgemeinschaft Evangelikaler Missionen (AEM) und der Würtembergischen Evangelischen Arbeitsgemeinschaft für Weltmission (WAW)

Redaktion: Bernhard Dinkelaker (Evangelisches Missionswerk in Südwestdeutschland), Dr. Gisela Schneider (Deutsches Institut für ärztliche Mission – Difäm), Maike Sachs (Amt für missionarische Dienste der Ev. Landeskirche in Würtemberg)
Schlussredaktion: Martin Keiper (EMW, verantwortlich)

Designkonzept: Gute Botschafter GmbH, Haltern am See
Layout: Birgit Regge, EMW

Druck: MHD Druck und Service, Hermannsburg
Hamburg, August 2011
Titelbild: Taxi in Guyana (EMW/Heiner Heine)



Martin Keiper
Leiter des Projektbüros

Editorial

Liebe Leserin,
lieber Leser!

Als ich die Manuskripte dieses Heftes zum ersten Mal las, kam mir manches sehr, sehr fremd vor. Als jemand, der von Kindesbeinen in die Kirche hineingewachsen ist, kann ich – anders als einige, die hier berichten – den Zeitpunkt nicht benennen, wann ich Christ geworden bin. Formal ist die Antwort einfach: mit meiner Taufe. Aber wann war es wirklich? Im evangelischen Kindergarten, in dem uns „Tante Emmi“ biblische Geschichten vorlas, war es der Konfirmandenunterricht an der Trierer Basilika oder passierte es erst in der evangelischen Jugendarbeit im Saarland, als wir für „Beat-Gottesdienste“ Gebete oder Fürbitten formulierten?

Einige Menschen, die in diesem Heft ihre Glaubensgeschichten erzählen, können den Anlass oder sogar den Zeitpunkt genau benennen, an dem sich ihr Leben geändert hat – oder an dem ein langer Prozess begann, der sie schließlich zum Christentum führte. Bei einem war es eine Lebenskrise nach mehreren Gefängnisaufenthalten, bei einem anderen war es ein christliches Sommerlager, in das ihn der muslimische Vater geschickt hatte, weil er wenigstens ein paar Wochen Ruhe vor dem pubertierenden Sohn haben wollte. Oder Menschen nähern sich dem Evangelium unter fast wissenschaftlichen Vorzeichen, weil sie wissen wollen, welches heilige Buch denn nun stimmt – der Koran oder die Bibel. Manche, die den Glauben an Jesus Christus angenommen haben, werden selbst zu Missionarinnen oder Missionaren. Einige haben das Bedürfnis, anderen zu erzählen, welche Befreiung sie durch das Evangelium erlebt haben. Das kann andere Menschen neugierig machen, weil sie wissen wollen, was es mit dem Glauben eigentlich auf sich hat. Ob sie dies auf den Weg des Glaubens führt, hat man nicht in der Hand, denn „an einem Tag wird man nicht Christ“, sagt einer, der aus einer Hindu-Familie stammt und heute lutherischer Bischof in Malaysia ist. Das ist wahrscheinlich das Gemeinsame an den vielen Lebensgeschichten, die hier erzählt werden: Der Weg zum Glauben beginnt häufig unauffällig, verläuft oft auf krummen Bahnen, und dann kann es ein kleiner Anstoß sein, der zu einer bewussten Entscheidung führt. Wer oder was es genau war – das bleibt das Geheimnis von Gottes Mission mit uns Menschen.

Ihr
Martin Keiper



Lebensgeschichten – Glaubenswege

Mission – eine Zu-Mutung

Was geschieht, wenn das Evangelium von Jesus Christus Menschen bewegt, wenn Gott ihr „Herz berührt“ oder „ihr Herz gefangen nimmt“? Lebensgeschichten, die mit dramatischen Veränderungen verbunden sind, beeindrucken und fesseln, sie wecken aber auch Misstrauen: Handelt es sich um christliche Propaganda, um polemische Geschichten, die auf offene oder subtile Weise das Christentum in ein strahlendes Licht rücken, während alles Nicht-Christliche unter das Verdikt finstern Heidentums fällt?

Mission heißt „Sendung“, Weitergabe der guten Nachricht von Jesus Christus, Leben in der Nachfolge als Jüngerinnen und Jünger. Mission heißt Zeugnis geben von dem, nach dem wir uns als „Christen“ nennen, heißt einladen zu einem Leben, das sich mit seinem Namen verbindet, heißt Rechenschaft geben von der Hoffnung, die in uns ist (1. Petr. 3,15). Die Metaphern von „Licht“ und „Tag“ spielen dabei in der Bibel in der Tat eine zentrale Rolle. Jesus sagt: „Ich bin das Licht der Welt. Wer mir nachfolgt, der wird nicht wandeln in der Finsternis, sondern wird das Licht des Lebens haben“ (Joh. 8,12), und „Ihr seid das Licht der Welt. ... So lasst euer Licht leuchten vor den Leuten, damit sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen“ (Matth. 5, 14+16). Es sind aber keine selbstgerechten Worte des Urteilens über Andere, eher reden selbstkritische Mahnungen und Ermutigungen zu Wachsamkeit und Nüchternheit vom „Leben im Licht“.

Überall auf der Welt geschieht Mission unter den Voraussetzungen einer pluralen, multireligiösen Umwelt. In diesem Horizont folgt authentisches, glaubwürdiges Zeugnis dem Beispiel Jesu. In der Missionsgeschichte gibt es dafür viele beeindruckende Beispiele, überall

dort, wo das Evangelium Wurzeln geschlagen hat. Es gibt jedoch ebenso Beispiele, die dazu im Widerspruch stehen, insbesondere überall dort, wo Mission in triumphalistischer Pose im Zeichen kolonialer Expansion oder religiöser Markteroberung stand und steht.

Deshalb kann nicht hoch genug geschätzt werden, dass der Ökumenische Rat der Kirchen (ÖRK), der Päpstliche Rat für den Interreligiösen Dialog (PCID) und die Weltweite Evangelische Allianz“ (WEA) gemeinsam ein Dokument erarbeitet haben, in dem auf positive Weise der Auftrag des „Missionarischen Zeugnisses in einer multireligiösen Welt“ formuliert wird, zugleich aber Kriterien präzisiert werden, die benennen, welche Haltungen und Praktiken damit ausgeschlossen sind. John Baxter Brown hat die Entstehungsgeschichte dieses wichtigen Dokuments in seinem Beitrag beschrieben.

„Mission“ bleibt damit – im positiven Sinn – eine „Zu-Mutung“. Sie geht über das hinaus, was mit dem populären Schlagwort der „Toleranz“ ausgesagt wird – ein Motiv, das ideengeschichtlich im aufgeklärten Abolutismus beheimatet ist und im eigentlichen Wortsinn

Wo Menschen vom Evangelium „ergriffen“ werden, verändern sie sich, gehen einen eigenen, persönlichen Weg, der oft als provaktiv empfunden wird, aber Glaubwürdigkeit und Überzeugungskraft ausstrahlen kann.



Menschen werden nicht zu Christen gemacht. Wo Menschen im Evangelium neues Leben entdecken, wo sie „Jesus begegnen“, ist dies ein Zeichen dafür, dass Gottes Geist auf erstaunliche, unerwartete Weise wirkt.

die Duldung von Minderheiten in einer Mehrheitsgesellschaft bedeutet.

Mission stellt die Frage nach „Wahrheit“, nicht als objektiviertes philosophisches Abstraktum, sondern als existenzielle Frage. In nahezu allen Sprachen, insbesondere im Hebräisch-Aramäischen, ist Wahrheit gleichbedeutend mit Verlässlichkeit, Treue, mit dem, was tragfähig ist und Halt gibt. Damit sind immer wieder Konflikt erfahrungen verbunden, denn jede „Wahrheitserfahrung“ gerät schnell in Konkurrenz mit anderen Wahrheitsansprüchen, insbesondere denen des jeweiligen „Mainstreams“, der vorherrschenden Religionen oder Ideologien, immer in Verbindung in mit kulturellen und sozialen Normen und Werten. Wo Menschen vom Evangelium „ergriffen“ werden, verändern sie sich, gehen einen eigenen, persönlichen Weg, der von der Familie, vom gesellschaftlichen Umfeld oft als provokativ empfunden wird, der aber ebenso Glaubwürdigkeit und Überzeugungskraft ausstrahlen und eine Dynamik der Transformation entfalten kann.

Solche „Glaubenswege“ sind Geschichten von Wegen, die sich oft über viele Jahre erstrecken, und die auch da, wo sie mit Lebenswenden verbunden sind, nie am Ende sind. Glaubenswege sind verbunden mit Such- und Lernbewegungen, die sowohl sehr persönlich eine Vertiefung des Glaubens als auch Erfahrungen der Gemeinschaft

beschreiben. Der Beitrag von Johannes Zimmermann zu den Ergebnissen der empirischen Studie „Wie finden Erwachsene zum Glauben?“ schildert, welche gemeinsamen Merkmale im Kontext Deutschlands beobachtet werden können.

Die 23 persönlichen Geschichten, die in diesem Heft erzählt werden, kommen aus unterschiedlichsten Ländern, Kulturen und Kontexten, aus einer großen Breite von Kirchen, Gemeinden und Missionswerken. Sie beanspruchen nicht, repräsentativ zu sein, aber jede einzelne Geschichte ist ein exemplarisches Zeugnis für eine persönliche Erfahrung. Vermutlich ist diese Auswahl immer noch davon geprägt, dass der Kontakt zu den vorgestellten Menschen über westliche Kirchen und Missionsorganisationen besteht. Viele Konversionsgeschichten weltweit verbinden sich noch ausgeprägter als in den dokumentierten Lebensbildern mit Phänomenen, die für ein westlich-rational geprägtes Denken oft schwer nachvollziehbar sind, zum Beispiel Heilungserfahrungen, Visionen, Träume und erstaunliche Gebetserhörungen.

Dennoch bleiben manche Geschichten in ihrer Bildersprache für westliche Leserinnen und Leser vielleicht fremd. Es handelt sich jedoch vielfach um Selbstzeugnisse, die als authentische Schilderungen zu respektieren sind. Wo es sich um Porträts handelt, haben sich die Autorinnen und Autoren so eng wie möglich an die Aussagen der vorgestellten Personen gehalten. Bei aller Vielfalt der beschriebenen Geschichten lassen sich aber gemeinsame Grundzüge und Merkmale nennen, die das Heft wie ein roter Faden durchziehen:

- Jeder „Glaubensweg“ ist eine ganz persönliche, individuelle, unwiederholbare Geschichte.
- Die Erfahrungen von Lebenswenden sind nicht gezielte Ergebnisse von Missionsstrategien. Jede Geschichte hat ihr eigenes unverfügbares Überraschungsmoment. Menschen werden nicht zu Christen gemacht. Wo Menschen im Evangelium neues Leben entdecken, wo sie „Jesus begegnen“, ist dies ein Zeichen dafür, dass Gottes Geist auf erstaunliche, unerwartete Weise wirkt.
- Es braucht jedoch den Anstoß von außen, die Berührung mit dieser Botschaft, ob durch ein persönliches Zeugnis, ob durch die Bibel, durch eine Predigt oder auch durch Aussagen über Jesus im Qur'an oder über den Glauben in marxistischen Schriften. Dies kann in der Begegnung mit Menschen aus anderen Kulturen geschehen, angestoßen durch „Fremdheit als Charisma“ (Ph. Hauenstein), oder ebenso durch die überraschende Erfahrung, das Evangelium in der eigenen Sprache, von Menschen der eigenen ethnisch-religiösen Gemeinschaft zu hören.
- Glaubenswege sind geprägt durch Fragen, durch die Suche nach existenziellen Antworten, durch eine Sehnsucht nach wahren, erfülltem Leben. Deshalb haben die beschriebenen Lebenswenden nichts mit Indoktrination zu tun, sondern im Gegenteil mit selbstständigem, häufig non-konformistischem Denken.
- Entscheidend auf Glaubenswegen ist die Begleitung durch Menschen des Vertrauens, durch Menschen, die Offenheit, Glaubwürdigkeit, Warmherzigkeit, Fröhlichkeit, Wahrhaftigkeit ausstrahlen. Gerade dort, wo solche Wege in Konflikte führen, wird eine Gemeinschaft, die Heimat bietet, die zur Familie wird, eine entscheidende Basis.

- In vielen der Geschichten fordert ein Leben in der Nachfolge Jesu einen hohen Preis, führt durch Krisen, bedeutet den Verlust der Familie, den Weg ins Exil, kann sogar das Leben kosten. In allen Fällen wird jedoch beschrieben, wie viel mehr ein Leben mit Jesus, in einer christlichen Gemeinde bedeutet, wie viel mehr ein Weg der Anpassung und Konformität Verlust bedeutet hätte.
- In keinem der Beispiele ist Bitterkeit, Hass oder der Wunsch nach Vergeltung zu spüren, im Gegenteil: Beschrieben wird ein innerer Friede, Vergebung, ein Leben in Liebe denen gegenüber, die das Leben schwer gemacht haben. Es ist diese Kraft der Gnade Gottes, die in den Schwachen mächtig ist (2. Kor. 12,9).
- Viele Beispiele erzählen, wie Beziehungen in Familien, in Gemeinschaften, in gesellschaftlichen Gruppen transformiert werden, wie Kräfte der Zerstörung im Zeichen von Frieden und Gerechtigkeit überwunden werden, wie ein Leben in Würde, in Achtung und Respekt möglich wird. →

Entscheidend auf Glaubenswegen ist die Begleitung durch Menschen des Vertrauens, durch Menschen, die Offenheit, Glaubwürdigkeit, Warmherzigkeit, Fröhlichkeit, Wahrhaftigkeit ausstrahlen.



Es geht nicht um „Missionsstrategien“, um Positionen und Methoden, sondern darum, dass wir dazu ermutigt werden, eigenen Erfahrungen nachzuspüren, wie Gott auf oft unerwartete, überraschende Weise in unserer Mitte Leben verwandelt.

Alle diese Zeugnisse werden nicht erzählt, um „Missionserfolge“ vorzuweisen. Umgekehrt könnten ebenso Konversionsgeschichten von Christinnen und Christen erzählt werden, die Muslime wurden, die sich östlichen Religionen zugewandt haben, die sich heute als Atheisten verstehen. Dafür kann es unterschiedlichste Gründe geben: persönliche Suche und ernsthafte Überzeugungen ebenso wie familiäre Erwartungen, gesellschaftlicher Druck oder Enttäuschungen in der früheren Glaubensgemeinschaft.

Die geschilderten Beispiele sind vielmehr authentische Zeugnisse von Menschen, die erzählen, wie sie durch das Evangelium zu einem neuen Leben gefunden haben, wie Jesus Christus zu ihrem Befreier, Retter, Erlöser geworden ist, in dem sich Gott dieser Welt liebevoll und mit „Compassion“ zuwendet.

In diesem Sinn möchten die Beiträge dieses Heftes zum Gespräch einladen. Deshalb hat der Redaktionsteam bewusst einen biografisch-erzählerischen Ansatz gewählt. Es geht nicht um „Missionsstrategien“, um Positionen und Methoden, sondern darum, dass wir dazu ermutigt werden, eigenen Erfahrungen nachzuspüren, wie Gott auf oft unerwartete, überraschende Weise in unserer Mitte Leben verwandelt, Perspektiven der Hoffnung, der Freude, des Friedens, der Versöhnung eröffnet und uns selbst herausfordert.

Das Heft ist das Ergebnis einer Zusammenarbeit, die über den Trägerkreis der Initiative mission.de hinausgeht. Die Arbeitsgemeinschaft Evangelikaler Missionen (AEM) hat den Ansatz der Kampagne mit Sympathie begleitet, die württembergische Landessynode hat sie sich zu Eigen gemacht, verbunden mit dem ausdrücklichen Wunsch, auch freie Missionswerke einzubeziehen. Die Württembergische Evang. Arbeitsgemeinschaft für Weltmission (WAW), eine Plattform kirchlicher und freier Werke, hat sich intensiv mit der Initiative beschäftigt.

Die Beiträge dieses Heftes kommen aus diesen Bereichen kirchlicher wie freier, evangelikaler Werke. Sie machen damit auch deutlich, wie breit die Basis ist, auf der Verständigung und eine gemeinsame Sprache möglich geworden sind. Sie wollen deshalb ausdrücklich Mut machen, über authentische Erfahrungen das Gespräch gerade dort zu suchen, wo in der Vergangenheit oft das Trennende im Vordergrund stand. Die Beispiele lehren uns: Gott fragt nicht in erster Linie danach, wo wir „stehen“, sondern ob wir uns in der Nachfolge Jesu „berühren“ und bewegen lassen.

*Bernhard Dinkelaker
Generalsekretär des Evangelischen Missionswerks
in Südwestdeutschland*

Wir danken folgenden Organisationen, dass sie Texte zur Verfügung gestellt oder zugänglich gemacht haben, auch wenn nicht alle berücksichtigt werden konnten:
Alpha Deutschland | Bund Evang.-Freikirchlicher Gemeinden (BEFG) | Deutsche Indianer-Pioniermission (DIPM) | Deutsche Missionsgemeinschaft (DMG) | Dienst für Mission, Ökumene und Entwicklung (DiMÖE) | Evangelische Ausländerseelsorge | Ev..luth. Missionswerk in Niedersachsen (ELM) | Evangelisches Missionswerk in Deutschland (EMW) | Evangelisches Missionswerk in Südwestdeutschland (EMS) | Evangeliumsdienst für Israel (EDI) | Evangelisch-methodistische Kirche (EmK) | Licht im Osten (LiO) | mission 21 – evangelisches missionswerk basel | Mission EineWelt – Centrum für Partnerschaft, Entwicklung und Mission der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern (MEW) | Offensive Junger Christen (OJC) | Operation Mobilisation (OM) | Orientdienst (OD) | Pro Christ | Vereinte Evangelische Mission (VEM) | Weltweiter Einsatz für Christus (WEC)

Das Redaktionsteam



Horizont Migration

Menschen in der Fremde liegen Gott besonders am Herzen, sei es dass, sie als Flüchtlinge ihre Heimat verlassen haben, sei es, dass sie auf der Suche nach Arbeit und Zukunft aufgebrochen sind. Leben in der Fremde ist oft mit Schutzlosigkeit, Ausbeutung und Misshandlung verbunden. In der Geschichte Israels und in der frühen Kirche war die Erfahrung der Diaspora, der Zerstreuung in der Fremde konstitutiv.

Migration hat für die Weitergabe des Evangeliums über Grenzen hinweg von Anfang an eine zentrale Rolle gespielt. Die Beispiele von Robert Hamd, von Shahin, von Frau Lin und von einem chinesischen Informatiker erzählen in gleicher Weise von Leidenserfahrungen einerseits, von überraschenden Begegnungen mit dem Evangelium und von neuer Gemeinschaft über Grenzen hinweg andererseits.

Anstöße zum Weiterdenken

Gastfreundschaft gegenüber Fremden ist in der Bibel ein hoher Wert. Welche Erfahrungen haben Sie in der Begegnung mit fremden Menschen, mit Menschen anderen Glaubens gemacht, die Hebr. 13,2 gleichen?

In der Pfingstgeschichte in Apg. 2 hören alle die Botschaft in ihrer eigenen Sprache. Eine neue Gemeinschaft aus allen Sprachen entsteht. Während Gemeinden anderer Sprache und Herkunft in Deutschland bemerkenswert wachsen, während Migrantinnen und Migranten nach Gemeinschaft und nach Antworten auf existenzielle Fragen suchen, sind „deutsche“ Kirchen oft nach innen gewandt und werden kleiner. In welcher Weise können wir voneinander lernen, können wir sprachliche und kulturelle Grenzen überwinden?



„Ich habe Jesus getroffen“

Robert aus den USA und dem Libanon

Robert Hamid betrachtet die Frauen aus Afrika, die an seine Tür klopfen, als seine Gemeinde. Der Pfarrer, der in Beirut Theologie studiert hat und in der Presbyterischen Kirche in den USA ordiniert wurde, wechselt zwischen den Kontinenten. Vier Jahre war er in einer Schlafstadt in der Gegend von New Orleans eingesetzt. Dort erlebte er die Hurrikane Rita und Katharina. „Ich lernte in der Zeit viel über vertriebene Menschen und brachte diese Erfahrung mit hierher“, erzählt er. Heute ist er Leiter des Philemon-Flüchtlingsprojekts der Nationalen Evangelischen Kirche von Beirut im Libanon.

Robert stammt aus einer libanesischen Drusen-Familie, die während des Bürgerkriegs nach Michigan in die USA ausgewandert war. Drusen sind eine Minderheit im Libanon, Syrien und Israel/Palästina. Sie haben einen schiitischen Hintergrund und gründen auf gnostischen muslimischen Ideen. „Das Einzigartige ist, dass es eine geheime Religion ist, dass man nicht dazu konvertieren kann, sondern hineingeboren sein muss.“

„Jesus verspricht nicht, dass es ruhig und gemütlich zugeht. Indem er mich rief, löste er eine Konfrontation mit meiner Familie aus.“

Als Kind nahm er an einem christlichen Sommerlager teil. Es war für die Familie ein Schock, als er danach ankündigte, er wolle Christus nachfolgen. Er glaubt, dass sein Vater ihn dort nicht angemeldet hätte, wenn er sich dessen bewusst gewesen wäre. „Aber ich war zwölf und wie die meisten Zwölfjährigen war ich aufmüpfig undheckte andauernd irgendwelche Streiche aus. So interessierte sich mein Vater vor allem dafür, wie lange er mich dadurch los werden konnte. Das war das erste Mal, dass ich die Botschaft der christlichen Kirche hörte. Ich war berührt. Es war dort, wo Gott mein Herz gefangen nahm und mich auf Kollisionskurs brachte, indem ich ihm folgte.“

Nach dem Sommerlager ging er zu seinem Vater und sagte: „Ich habe Jesus getroffen.“ Der Vater antwortete: „In Ordnung, sag bloß niemandem was davon.“ Sein Vater habe nicht bemerkt, wie ernst es ihm war:

„Ich habe Jesus getroffen“, sagte Robert Hamid nach dem Sommercamp. Der Vater: „In Ordnung, sag bloß niemandem was davon.“ (EMS)

„Tatsächlich kommt Jesus in die Familien und bringt sie durcheinander“, meint der Theologe heute. „Er verspricht nicht, dass es ruhig und gemütlich zugeht. In dem er mich rief, löste er eine Konfrontation mit meiner Familie aus.“

Vor dem Hintergrund des libanesischen Bürgerkriegs war Roberts Konversion für seine Familie besonders ärgerlich und peinlich, weil dort Drusen mit Christen und Muslimen kämpften. In dieser Zeit verstarb sein Vater. Robert wurde in ein Internat in den Libanon geschickt. Mit seiner christlichen Prägung passte er jedoch nicht mehr in das Dorf seiner Verwandten und wurde wieder zurück in die USA geschickt. Als die Spannungen mit seiner Familie immer weiter zunahmen, verließ er sie. Er hatte einen Anruf von einem Drusen erhalten, der Christ geworden war. „Er sagte: ‚Ich habe von deiner Situation gehört. Wenn Du von Michigan nach Kalifornien kommen kannst, kannst Du mit mir leben und dein Leben neu orientieren.‘ Das war 1982.“ Für Robert begann eine Zeit, in der er auf sich gestellt war: „Meine Familie rechnete damit, dass ich reumüdig zurückkehren würde. Es passierte nicht. Gott war treu.“

Er heiratete eine protestantische Irin und bekam von der Verwandtschaft zu hören, dass er die Blutlinie verwässere. „Geheime Religionen, Leute, die denken, dass sie die Wahrheit haben, sowie Fundamentalismus in allen Religionen, tragen dieselben Züge: Ich habe recht, ihr unrecht. Ich habe erkannt, dass es nicht darum geht, an Paragraphen festhaltend der Wahrheit zu folgen, sondern sie zu entdecken. Das prägt meinen christlichen Glauben, deshalb folge ich Ihm und deshalb sind wir heute hier im Libanon und in dieser Kirche.“

Als einer, der weiß, was Entwurzelung heißt, bildet er mit Flüchtlingen aus dem Sudan, mit Hausangestellten aus Sri Lanka, mit Menschen unterschiedlichster Herkunft eine neue Gemeinschaft über Grenzen hinweg, verbunden im Glauben und in der Fürsorge füreinander.

Wiltrud Rösch-Metzler/Bernhard Dinkelaker aus: darum 4-2009

Was es heißt, dazuzugehören

Frau Lin aus China und aus Korea

Frau Lin (*Name geändert, Anm. d. Red.*) ist Chinesin, sie kommt aus einem Dorf in Nordchina. 1997 war sie nach Korea gekommen, auf der Suche nach Arbeit und Auskommen, auch mit dem Wunsch, einen koreanischen Mann heiraten zu können, denn sie hatte das Bild vor Augen, dass Koreaner hart arbeiteten und Wert auf Sauberkeit legten. Ihr erster Mann war in China gestorben. Zurück ließ sie ein Kind, das von ihrer Mutter versorgt wurde. Mit dem verdienten Geld wollte sie die Familie unterstützen. So arbeitete sie in einer Bäckerei, bis sie 2001 einen koreanischen Mann heiratete.

Danach wurde das Leben aber mehr und mehr zur Hölle: Sprach- und Küchenprobleme führten zu gewalttätigen Ausfällen des Ehemannes. Sie lebte unter der Aufsicht der Schwiegermutter und der Großmutter des Ehemannes, die ihr verboten, das Haus zu verlassen, und die jeden Schritt kontrollierten. Zuhause in China wurde ihre Mutter krank, ihr Kind litt an Tuberkulose. Ohne Geld konnte sie die Familie nicht unterstützen, und sie hatte auch keine Möglichkeit, ihr Kind nach Korea zu holen. In ihrer Ausweglosigkeit rief sie heimlich eine chinesische Freundin in Korea an, erzählte von ihrer Not und bat sie um Geld. Diese kannte das kirchliche Zentrum für Migrantinnen und Migranten in der Industriestadt A. und vermittelte den Kontakt dorthin.

Frau Lin flüchtete vor ihrem Mann und seiner Familie und fand im Zentrum Hilfe und Unterkunft. Doch dann lief ihr Visum ab. Für die Verlängerung des Visums war die Unterschrift des Mannes erforderlich. Der machte seine Zustimmung von der Zahlung von umgerechnet 12.000 Euro abhängig und drohte mit einer Anzeige bei der Polizei. Als Illegale wäre sie sofort abgeschoben worden. Pfarrer Park, der Leiter des kirchlichen Zentrums, ging jedoch selbst zur Polizei. Da Frau Lin nur deshalb illegal wurde, weil sie ein Opfer von Gewalt war, konnte ihre Duldung gesetzlich erstritten werden. Doch trotzdem hörte ihre Leidenszeit nicht auf. Wiederholt wurde Frau Lin auf der Straße von der Polizei aufgegriffen, gefesselt und inhaftiert, wenn sie ihren Passersatz nicht bei sich trug. Immer wieder musste Pfarrer Park intervenieren. Als Geduldete konnte sie auf dem Arbeitsmarkt außerdem keine Arbeit finden.

Aus diesem Teufelskreis haben ihr die Mitarbeitenden des kirchlichen Zentrums schließlich herausgeholfen. Sie konnten die Scheidung von ihrem gewalttätigen Ehemann durchsetzen und erreichten, dass sie eine Arbeits- und Aufenthaltsgenehmigung bekam. Im Zentrum konnte sie dadurch im so genannten KOSIAN-Haus – die Abkürzung ist zusammengesetzt aus „Korean-Asian“ –

mitarbeiten, wo Kinder aus gemischten Ehen gefördert werden. Dort unterrichtet Frau Lin Kinder von chinesischen Müttern in der chinesischen Sprache, damit sie ihre chinesischen Wurzeln nicht verlieren. Sie fühlt sich wie eine Mutter für diese Kinder. Ihr großer Traum ist es, ein Haus zu erwerben, nach der Einbürgerung einen koreanischen Pass zu erwerben und selbst eine Kindertagesstätte errichten zu können.

Das Zentrum in A. ist auch Heimat für eine „multikulturelle Gemeinde“ von Menschen, die aus unterschiedlichsten Ländern gekommen sind, und ebenso für Koreanerinnen und Koreaner. Frau Lin singt im Chor dieser Gemeinde mit. Im Stadtviertel versucht das Zentrum, an einer „Nachbarschaft ohne Grenzen“ mitzubauen, in der sich Menschen unterschiedlichster Sprache und Kultur als Gemeinschaft verstehen und wahrnehmen. Im Jahr 2005 äußerte Frau Lin den Wunsch, getauft zu werden. Wenig später wurde auch ihre Mutter in China Christin. Frau Lin hatte erfahren, was es heißt, nicht dazuzugehören, ausgestoßen zu sein und drangsaliert zu werden. Durch alle Leidenserfahrungen hindurch hat sie auf beglückende Weise erlebt, zur Schwester, zur „Mitgenossin“ geworden zu sein. Als sie ihre Lebensgeschichte erzählt, fließen bei ihr die Tränen, Tränen des erlittenen Schmerzes, doch ebenso Tränen der Dankbarkeit und der Freude.

Frau Lin hatte erfahren, was es heißt, nicht dazuzugehören, ausgestoßen zu sein und drangsaliert zu werden.

Doch es ist nicht nur Frau Lin, deren Leben sich verändert hat. Pfarrerin Oh vom Migrationszentrum erzählt ebenso, wie sich das Leben der koreanischen Mitchristen ändert: Fremde werden nicht mehr als merkwürdig, als unangenehm, als lästig und bedrohlich angesehen. Sie werden zu Freundinnen und Freunden und sie entdecken den Reichtum der Vielfalt. Dies äußert sich auf vielfältige Weise: im gemeinsamen Eintreten für soziale Rechte, in kulturellen Programmen, in gemeinsamen Gottesdiensten und Festen. „Wir gehören zusammen“, für alle Beteiligten wird das Leben bunter, reicher, tiefer, weiter.

Bernhard Dinkelaker

„An Gott glauben bedeutet Hingabe“

Ein Informatiker aus China und aus Deutschland

Sie können meine Geschichte ruhig veröffentlichen, aber mein Name tut dann nichts zur Sache. Ich bin schon lange in Deutschland, jetzt sind es bald 18 Jahre. Meine Kinder sind schon fast alle aus dem Haus. Als ich damals hierher kam, hat mich der hohe Lebensstandard der Deutschen sehr beeindruckt. Alles war so sauber, so perfekt und hoch entwickelt. Ich habe viel darüber nachgedacht: Warum ist der Westen so viel weiter als mein eigenes Land? Warum ist China im Vergleich mit dem Westen so weit zurück?

Die andere Frage, die mich umtrieb, war die Frage nach Gott. In Deutschland gibt es überall Kirchen und christliche Symbole. Das Christentum ist sehr präsent. Ich musste viel darüber nachdenken: Ist die christliche Religion wahr? Gibt es wirklich einen Gott? Oder ist alles nur Illusion? Ich kam zu dem logischen Ergebnis, dass es Gott nicht geben kann. Denn nehmen wir einmal an, es würde einen Gott geben. Dann würde er die Menschen, die er liebt, segnen. Die Menschen, die von Gott gesegnet sind, würden ein gutes Leben haben, sie wären reich und würden gute gesellschaftliche und wirtschaftliche Fortschritte machen. Dann wären also die westlichen Länder von Gott sehr gesegnet, denn die sind wohlhabend und fortschrittlich.

Aber China ist im Vergleich sehr arm und rückschrittlich. Dann wäre China also nicht von Gott gesegnet. Ein solcher Gott wäre aber sehr ungerecht – wie ein Vater, der das eine Kind liebt und ihm alles schenkt, das andere Kind aber verachtet und straft. So ungerecht kann zwar ein schlechter Vater sein, aber nicht Gott. Also kann es auch keinen Gott geben; denn die ganze Vorstellung von Gott ist in sich widersprüchlich.

Wenn Gott aber diesen einen Chinesen liebte, dann konnte er im Prinzip alle Chinesen lieben.

In meiner Anfangszeit in Deutschland wohnte ich bei einer älteren Dame zur Untermiete. Sie war Katholikin, aber sehr kritisch gegenüber der Kirche. Mit ihr konnte ich stundenlang diskutieren – über Gott und die Welt, über Kultur und Geschichte. Sie hat mir auch christliche Bücher zu lesen gegeben. Durch diese Frau habe ich eine neue Sichtweise auf die christliche Religion bekommen. Weil ich von der kommunistischen Propaganda in China

beeinflusst war, hatte ich immer gedacht, Religion sei nur etwas für Ungebildete. Jetzt lernte ich, dass Martin Luther die deutsche Hochsprache entscheidend geprägt hat. So etwas kann doch nur ein kluger und gebildeter Mensch tun! Auch stellte ich fest, dass von den Wissenschaftlern an meinem Institut recht viele sonntags in die Kirche gingen, jedenfalls deutlich mehr als im deutschen Durchschnitt. Also begann ich langsam umzudenken. Bildung und Religion schienen sich nicht gegenseitig auszuschließen. Vielleicht war die Religion sogar eine wichtige Voraussetzung zur Verbesserung der Bildung!

Vielleicht stimmte es auch gar nicht, dass Gott unser Land China nicht lieben würde. In der chinesischen evangelischen Gemeinde lernte ich den Pastor kennen. Er war Chinese, und er war ein sehr hilfsbereiter und liebevoller Mensch. Er hatte ein großes Auto und half vielen von uns beim Umzug. Auch sonst war er immer für uns da. Woher sollte er so viel Liebe haben, wenn nicht von seinem Gott, an den er glaubte? Wenn Gott aber diesen einen Chinesen liebte, dann konnte er im Prinzip alle Chinesen lieben. Wenn das stimmte, dann kam aber meine Grundannahme ins Wanken, dass es einen unmittelbaren Zusammenhang zwischen Gottes Liebe und dem materiellen Wohlergehen der von ihm geliebten Menschen gibt.

Durch Bücher und Gespräche lernte ich viel über Dietrich Bonhoeffer. Durch sein Schicksal wurde mir klar: Wer an den christlichen Gott glaubt, der tut das nicht, um sich materielle Vorteile zu sichern. Sondern, an Gott glauben bedeutet Hingabe. Es bedeutet, seinem Willen zu folgen, auch wenn man dadurch Nachteile hinnehmen muss, unter Umständen sogar bis zum Martyrertod. Durch den Glauben geht es einem oberflächlich nicht unbedingt besser, aber das Leben bekommt Gewicht, es bekommt Tiefe und Sinn.

In der chinesischen Gemeinde habe ich schließlich begriffen, dass der christliche Glaube keine reine Theorie ist. Er ist keine Geschichtsphilosophie, keine Weltanschauung. Das Entscheidende ist, dass Gott mit mir reden will, dass er mit mir in Kontakt kommen möchte. Irgendwann habe ich die Freiheit gewonnen, mich von Gott ansprechen zu lassen. Ich habe gelernt, mit ihm im Gebet zu kommunizieren. Das war der Durchbruch. Plötzlich stellte ich fest, dass ich glaubte, und ich habe mich zum Taufunterricht gemeldet.

(aus: *Chinesische Studierende in Deutschland – Chancen christlicher Begegnung*, Hrsg. Evangelisches Missionswerk in Deutschland, Hamburg 2006)



Horizont Atheismus

Alle Formen totalitärer Ideologien dulden keine anderen Weltanschauungen neben sich. So bekämpften die sowjetischen Kommunisten während der sieben Jahrzehnte ihrer Herrschaft jede Form religiösen Lebens. Weil in vorrevolutionärer Zeit ungerechte gesellschaftliche Verhältnisse durch die Kirche gestützt wurden, fand die Zurückdrängung deren Macht zunächst Zustimmung.

Letztlich ging es aber um mehr: Mit der radikalen Bekämpfung der Religion sollten die Voraussetzungen für den planmäßigen Aufbau des Sozialismus unter Führung der Partei geschaffen werden. An Schulen und Universitäten galt als offizielle Lehre, dass die Existenz Gottes wissenschaftlich widerlegt sei, und man hoffte, der Gedanke an Gott werde mit den Großmüttern aussterben.

Dass die Frage nach dem Woher und Wohin eines Lebens dadurch aber unbeantwortet bleibt und viele Menschen unruhig suchen lässt, zeigen die folgenden Berichte aus der früheren Sowjetunion und dem ersten atheistischen Staat der Welt, aus Albanien.

Anstöße zum Weiterdenken:

Erst in der Neuzeit wurde der Atheismus als ein Weltbild ohne Gott offiziell gedacht und gelehrt. Dennoch ist er an sich kein modernes Phänomen. Schon der Beter des Psalms 14 kennt Menschen, die keinen Gott über sich anerkennen: „Die Toren sprechen in ihrem Herzen: Es ist kein Gott. Sie taugen nicht; ihr Tun ist ein Greuel; da ist keiner der Gutes tut.“ (Ps.14, 1) Welche Konsequenzen sieht der Psalmbeter für ein Leben ohne Gott? Würden Sie seinem Urteil zustimmen?

Die Begegnung mit praktizierenden Atheisten, also mit Menschen, die ihr Leben ohne Verantwortung vor einem Schöpfer und Richter gestalten, fordert die Glaubenden heraus zu sagen, welchen Mehrwert das Vertrauen in Gott schenkt. Tragen Sie Aspekte zusammen. Was lässt sich aus den Lebensberichten ergänzen?

Anatoli Uschomirski war nur dem Pass nach Jude, denn in der Sowjetunion wurde der jüdische Glaube unterdrückt. Ein Buch brachte ihn in Kontakt mit einer jüdisch-messianischen Gemeinde.



Vom jüdischen Atheisten zum messianischen Pastor und Evangelisten

Anatoli Uschomirski

Obwohl ich Jude bin, wuchs ich in einer streng atheistischen Umgebung auf. Die Gesellschaft, in der ich erzogen wurde, hämmerte uns ununterbrochen ein: „Der Mensch ist seiner Natur nach gut und kann sein Leben aus eigener Kraft meistern.“

Wir waren eine typisch „sowjetische“ Familie. Gott und die Bibel spielten bei uns keine Rolle. Während der siebzigjährigen Herrschaft der Kommunisten wurde jede Form eines jüdischen Nationalbewusstseins in der ganzen Sowjetunion scharf unterdrückt. Die Folge davon war, dass von unserem ganzen jüdischen Erbe nur noch der Eintrag „Jude“ in den Pässen übrig geblieben war. Doch selbst diese „Kleinigkeit“ brachte uns viel Leid.

Als ich dreißig Jahre alt war, war mein Familienleben fast kaputt. Ich hatte keine Freude mehr an meinem Beruf, aber einen Haufen Probleme und niemand, an den ich mich damit wenden konnte. Ich begann, mir verschiedene Fragen zu stellen: „Warum lebe ich so in den Tag hinein, ohne ernsthaft über den Sinn und Zweck meines Lebens nachzudenken? Gibt es jemand, der das ganze Universum geschaffen hat und nun darüber herrscht? Was geschieht nach dem Tod?“ Aber obwohl ich mich viel mit Philosophie und östlichen Religionen beschäftigte, fand ich keine Antwort auf meine Fragen. Aber der Herr war mir gnädig. Er hatte sich schon einen Weg ausgedacht, um mich zu sich zu ziehen und dazu gebrauchte er das Buch „Verraten“ von Stan Telchin.

Ich fand dieses Buch eines Tages im Hause meiner Mutter. Es war mit der Post gekommen und auf dem Briefumschlag stand eine Telefonnummer. Das Buch handelt von einem jüdischen Geschäftsmann, dem seine Tochter eines Tages gesteht, sie sei zum Glauben an den Messias gekommen.

Ich las das Buch mit großem Interesse. Es beeindruckte mich tief. Gleichzeitig tauchte in meinem Innern aber

sofort wieder die immer noch unbeantwortete Frage nach dem Sinn des Lebens auf. Vielleicht konnten mir ja diejenigen, die meiner Mutter dieses Buch geschickt hatten, eine Antwort darauf geben? Ich rief bei der angegebenen Telefonnummer an und so kamen meine Frau und ich in eine jüdisch-messianische Gemeinde. Es war die erste messianische Gemeinde in Kiew überhaupt. Wir begannen regelmäßig die Gottesdienste zu besuchen. Nach kurzer Zeit wussten wir schon viel über die Geschichte Gottes mit Israel, über unsere jüdischen Wurzeln und über Jesus. Aber alles, was wir sahen und hörten, blieb auf einer intellektuellen Ebene.

Eines Tages predigte ein jüdischer Evangelist aus Israel in der Gemeinde. Er sprach über die unermessliche Liebe Gottes, wie Gott selber litt, als er seinen einzigen Sohn für unsere Sünden ans Kreuz schickte. Jesus, der gekreuzigte Sohn Gottes, stand vor meinen Augen und ich sah mich daneben stehen, hoffnungslos unter meinen Sünden und Übertretungen begraben. Ich bekam Angst, dass ich nicht mehr mit dieser Belastung leben könnte. Doch hier konnte ich meine Sünde abgeben. Ich bat im Gebet den Herrn um Vergebung und vertraute ihm mein ganzes Leben an. Bei diesem Gottesdienst entschied sich auch meine Frau für Jesus. Nach einigen Wochen empfingen wir die Twila, die Taufe in Jeschua's Namen.

Nach einigen Wochen reisten wir nach Deutschland aus. Eineinhalb Jahre wohnten wir in einem Wohnheim mit vielen jüdischen Familien zusammen. Ab dem ersten Tag fingen wir an, den jüdischen Mitmenschen von unserem Glauben zu erzählen. Der Herr schenkte eine große Offenheit bei den Menschen. Im Laufe dieses einen Jahres kamen einige zum Glauben. Wir waren einfach begeistert von den täglichen Wundern, die der Herr mit diesen Menschen tat.

„Von diesem Moment an war mein Leben nicht mehr dasselbe“

Andi Rasa

Bis zum politischen Umbruch in den Jahren 1990/91 war Albanien einer der am stärksten isolierten Staaten im noch bestehenden kommunistischen Block. Erst danach eröffnete sich die Möglichkeit für viele christliche Freunde, die seit Jahren bereits in großer Treue für Albanien gebetet hatten, einzureisen und das Evangelium den Albanern zu predigen.

Mein älterer Bruder und ich lebten damals in der Hauptstadt Tirana und hörten, wie viele Missionare das Evangelium in den Parkanlagen und öffentlichen Plätzen der Stadt predigten. Mein Bruder und ich näherten uns ihnen vor allem, weil die Missionare in Englisch predigten und mein Bruder, der gerade Englisch lernte, großes Interesse daran hatte, die Sprache zu hören. Ich selbst verstand nicht viel, nahm aber trotzdem eine Einladung ins Hauptstadion der Stadt an, wo ein Konzert und eine Botschaft in Albanisch angeboten wurden.

Das Stadion war überfüllt von Menschen, wie ich es noch niemals gesehen hatte. Auf der elektronischen Anzeigetafel stand geschrieben: „Gott liebt Albanien sehr.“ Während Loblieder gesungen wurden, bezog sich der Himmel mit schwarzen Regenwolken und ich sagte zu meinem Bruder, dass wir gehen sollten. Er bestand darauf, bis zum Ende des Programms zu bleiben. Während ich darauf wartete, dass der Regen einsetzte, blieb der Himmel über dem Stadion zu meiner Überraschung offen und Strahlen der Sonne fielen ins Stadion ein. Für mich war es ein Wunder, das Gott zugelassen hatte.

Zwei Jahre später, im Sommer des Jahres 1993, kam eine Gruppe junger Missionare in meine Heimatstadt Lushnja und predigte einige Wochen lang die Gute Nachricht. Von Anfang an schloss sich mein Bruder der Gruppe an und half ihnen als Übersetzer. Er hatte auch mich mehrere Male eingeladen, aber ich erlebte gerade eine rebellische Zeit und hatte einen sehr unguten Freundeskreis.

Doch schließlich nahm ich an und ging zu einem Geburtstagsfest, das die Missionarsgruppe organisiert hatte. Dort erfuhr ich die Schönheit, Freundschaft und Liebe von Christen. Das beeindruckte mich tief, weil diese Freundschaft im starken Kontrast zu meinen Freunden stand, mit denen ich mich in diesen Tagen abgab. Die Wärme dieser Menschen bewirkte, dass ich wiederkam. Schließlich gelangte ich zur Überzeugung, dass diese Menschen etwas hatten, das anders war als das, was ich jemals hatte, und mich verlangte danach. So suchte ich den Leiter der Gruppe auf, damit er mir

meine Fragen, die ich in Blick auf den Glauben hatte, beantwortete. Ich kam aus einer moslemischen Tradition. Wir hatten allerdings unseren Glauben nie praktiziert. Nach einer zweistündigen Unterhaltung hatte er mir ausreichend erklärt, dass Jesus all die Veränderungen in das Leben eines Menschen bringen kann und er Menschen zu Gottes Kindern macht.

Am 6. August 1993 wurde ich vom Heiligen Geist überzeugt. Durch ein sehr einfaches Gebet empfing ich mit ganzem Herzen Christus als den Herrn meines Lebens. Von diesem Moment an bis heute war mein Leben nicht mehr dasselbe. Es gab keinen Kampf mehr ums Überleben und um Geld, mein Leben war erfüllt von neuen Wünschen, neuer Einsicht und einem neuen Ziel. Von da ab wollte ich nur Jesus Christus dienen und keinem anderen Herrn.

Zu dieser Zeit war in unserer Stadt zum ersten Mal eine kleine Gemeinschaft von Christen entstanden, die sich fast jeden Tag trafen, beteten, die Bibel miteinander studierten und vieles andere mehr gemeinsam unternahmen. Ein Jahr später fand der erste Gottesdienst der „Jüngerkirche von Lushnja“ statt. Ich selbst diente der Gemeinde, indem ich den Versammlungsraum putzte, die Stühle stellte, Evangelisationsveranstaltungen organisierte und so weiter.

**Ich erfuhr die Schönheit,
Freundschaft und Liebe von
Christen.**

Im Jahr 1997, wurde ich gefragt, ob ich nicht die Verantwortung als Pastor dieser Gemeinde in Lushnja übernehmen wollte. Mir schien es eine zu große Verantwortung vor Gott und seiner Kirche und ich fühlte mich angesichts dieser ehrenvollen Aufgabe sehr klein. Im Jahr 1999, nachdem viele Menschen für mich gebetet hatten und ich die Ausbildung am Albanischen Bibelinstitut in Durres abgeschlossen hatte, wurde ich zum Pastor der „Jüngerkirche in Lushnja“ eingesegnet. Ich habe es immer für mein Leben und für das meiner Kirche in Lushnja geglaubt, dass der, der in uns das gute Werk begonnen hat, es auch vollenden wird bis zum Tag des Herrn Jesus Christus (Phil. 1,6)

„Die Welt war nicht so, wie sie sein sollte“

Alim Kulabajew

Ich bin im Süden Kirgisiens unweit der chinesischen Grenze geboren. Meine Eltern sind Balkaren und wurden als Teenager aus Kabardino-Balkarien (Nordkaukasus) dorthin zwangsumgesiedelt. 1956 erließ Chruschtschow ein Gesetz über die Heimkehr deportierter Völker. So machte sich unsere Familie 1957 auf den Weg in das Heimatdorf meines Vaters und kehrte in das Vorland des Kaukasusgebirges zurück. Damals war ich sieben Jahre alt.

„Die Sonne schien anders, der Himmel war anders, die Menschen waren anders. Ich wollte sie alle umarmen und ihnen etwas Gutes sagen.“

Bis zum Alter von etwa 15 Jahren hatte ich keine großen Probleme. Wie alle besuchte ich die Schule, war ein gehorsamer Junge, die Oma lehrte mich muslimische Gebete in Arabisch und ich wurde von allen geliebt. Doch ich spürte: Irgendetwas stimmt nicht. Die Welt war nicht so, wie sie sein sollte. Vielleicht war es damals der jugendliche Maximalismus, ein Traum von der idealen Gesellschaft. In dieser Zeit probierte ich vieles aus, rauchte das erste Mal zusammen mit einem Freund Haschisch. Es gefiel mir und ich machte es öfter.

Als ich die Schule beendet hatte, beschloss mein Vater, mit der Familie das Dorf zu verlassen und in die Stadt zu ziehen in der Hoffnung, dass die neue Umgebung mich aus meiner Abhängigkeit befreien würde. Doch in der Stadt fand ich noch mehr zweifelhafte Freunde und machte bei Diebstählen und Raubüberfällen mit. Mein Freundeskreis entwickelte sich zu einer Bande, die fest zusammenhielt. Wenn wir in anderen Städten waren, begingen wir dort unsere Verbrechen und kehrten anschließend heim. Bei einem dieser „Ausflüge“ wurden wir von der Polizei erwischt und kamen alle ins Gefängnis.

Nach drei Jahren wurde ich aus der Haft entlassen. Diese Zeit hatte mich wachgerüttelt. Es wurde mir klar, dass ein Gefängnis nicht der Ort für normale Menschen ist. Doch ich kam vom alten Leben nicht los. Alles

begann wieder von vorne: Drogen, Alkohol, Diebstähle – und kurze Zeit später wieder Gefängnis. Nach der vierten Haftverbüßung beschloss ich auf Drängen meiner Familie zu heiraten. Meine Schwester machte mich mit ihrer Freundin bekannt, die ich schließlich heiratete. Ich schöpfte Mut. Wir bekamen zwei Kinder. Und wieder verfiel ich mich in Satans Netz. Zum fünften Mal kam ich ins Gefängnis und war ganz außer mir: Warum ist es so gekommen? Ich wollte es doch nicht!

Meine Frau ließ sich bald von mir scheiden. Was blieb ihr auch anderes übrig? Es war 1991. Überall sprach man von Glasnost, Freiheit und Veränderungen. Bei uns im Gefängnis war alles beim Alten: Wecken, Gang zur Arbeit, Appell, Einschluss. Aber einmal bekamen wir Besuch von „Gläubigen“. So nannten sie sich. Sie sprachen von der Liebe Gottes, von Jesus Christus, von seinem Tod für die Sünden der Menschen. Sie sagten, dass Gott jedem Sünder vergibt. Natürlich wusste ich sehr genau, was ein Sünder ist. Zu meiner Verwunderung war auch ein Balkare in dieser Gruppe, denn Balkaren sind Moslems. Auch ich hielt mich für einen Moslem. Nach unserem Gespräch gab mir dieser Balkare ein Neues



Nach einem verschlungenen Lebensweg mit vielen Gefängnisaufenthalten bekam Alim Kulabajew (r.) eine Bibel geschenkt. Dies und ein Gottesdienstbesuch veränderten sein Leben. (Licht im Osten)



Testament. Um nicht verspottet zu werden, las ich heimlich darin. Viel verstand ich nicht, aber irgendwie wollte ich doch weiterlesen. Im September 1991 wurde ich entlassen und unternahm einen Versuch, mich mit meiner Frau zu versöhnen. Doch sie ließ mich überhaupt nicht an sich heran. .

An einem trüben Tag, so wie überhaupt alle Tage trüb waren für mich, sah ich plötzlich auf der Straße den Balkaren, der mir das Neue Testament gegeben hatte. Ich sprach ihn an und er lud mich ein, am nächsten Sonntag zum Gottesdienst zu kommen. Die Einladung nahm ich an und ging hin. Ich beschloss, auch am folgenden Sonntag wiederzukommen. In den Predigten hörte ich, dass Jesus den Menschen heute genauso hilft wie vor zweitausend Jahren, dass Jesus demjenigen

helfen kann, der ihn um Hilfe bittet, dass er die Sünden vergibt und die Schuld wegnimmt. Das brauchte ich. Ich ging nach vorne, kniete nieder und schrie zu ihm: „Jesus, wenn es dich gibt, vergib mir meine Sünden. Hilf mir, ich kann nicht mehr weiter! Komm in mein Herz, nimm mein Leben in deine Hand, ich gebe mich dir hin!“

In diesem Moment fühlte ich nichts Besonderes. Am nächsten Tag aber, als ich aus dem Haus ging, war alles anders. Die Sonne schien anders, der Himmel war anders, die Menschen waren anders. Ich wollte sie alle umarmen und ihnen etwas Gutes sagen. In meinem Inneren sang alles. Ich wollte selbst laut singen und schaute mich verschämt um, ob mir jemand zuhörte. Ich war ein neuer Mensch.

„Auch Architektur kann eine große missionarische Kraft haben“

Alexej Wassin

In der Heimatstadt von Alexej Wassin hatten die Kommunisten alle Kirchen bis auf eine kleine unscheinbare dem Erdboden gleichgemacht. Einst war Polotsk, das im Mittelalter an der Verbindungsstraße zwischen Konstantinopel und Skandinavien lag, bekannt für seine wunderbaren Kirchen aus verschiedenen Stilepochen. Doch ganz Weißrussland sollte atheistisch werden. Das Priesterseminar in Zhirowitsy wurde geschlossen und so eine lange Ausbildungstradition der orthodoxen Kirche unterbrochen. Chruchtschow träumte davon, den letzten Priester im Fernsehen präsentieren zu können.

Auch in Wassins Familie spielte das Religiöse keine Rolle bzw. durfte keine Rolle spielen. Der Vater, aus dem russischen Saratow stammend, war überzeugter Kommunist und auf Weisung der Partei nach Polotsk gekommen, um beim Aufbau der Erdölraffinerie zu helfen. Für ihn war Religion ein Tabu-Thema. Als Wassins älterer Bruder einmal eine Ikone mit nach Hause brachte, stellte der Vater ihn vor die Wahl: Entweder die Ikone verschwindet sofort oder der Sohn kann seine Sachen packen. Wassins Mutter dagegen hatte mit ihrem Glauben

nicht gebrochen. Sie stammt aus Jaroslawl, einer Stadt nordöstlich von Moskau, die ebenfalls für die Vielzahl ihrer Kirchen bekannt ist. Seine Mutter sei allerdings immer sehr vorsichtig gewesen und habe ihren Glauben nie öffentlich gemacht, sagt Wassin. „Als Kind war ich oft mit ihr in den Ferien in Jaroslawl. Sie hat mir dort einige der Kirchen gezeigt.“ Die meisten Kirchen seien zwar nur noch als Museen zu besichtigen gewesen. Die Kuppeln, die Ikonen, die Wandmalereien – das alles habe auf ihn aber trotzdem eine große Wirkung gehabt. „Wie Liturgie, Kirchenmusik und die Ikonen kann auch die Architektur eine große missionarische Kraft haben“, sagt Wassin heute.

An einen Besuch kann sich der heute 37-Jährige noch sehr gut erinnern. Als er die Fresken in der Prophet-Elia-Kirche in Jaroslawl betrachtete, die die biblische Geschichte von der Schöpfung bis zur Offenbarung darstellen, habe er gemerkt, dass ihm das alles irgendwie etwas sagt. „Es war ein ganz eigenständiges Gefühl und ich habe mich gefragt, warum mir noch niemand von solchen Erlebnissen und Gefühlen erzählt hat. Sollte ich

„Ein feste Burg ist unser Gott“ – das Lutherlied, zitiert in einem Text von Friedrich Engels, wurde Alexej Wassins tägliches Morgengebet. (Katja Dorothea Buck)



womöglich der Einzige sein, der so etwas empfindet?“ Das Kind muss zutiefst verstört gewesen sein. Er habe sich geschämt für diese Gefühle, erinnert sich Wassin.

Später erfuhr er von Freunden in Polotsk, dass sie zu Hause eine Bibel hatten und dass deren Großeltern heimlich darin lasen. „Das war natürlich sehr spannend für uns Kinder.“ Er habe dann auch einmal einen Blick in eine solche Bibel werfen dürfen und war fasziniert von der Schrift. Das war sein erster Kontakt mit dem Kirchenslawischen, der Sprache der russisch-orthodoxen Liturgie. „Alles Religiöse hatte damals etwas Geheimnisvolles. Das machte es für mich als Jugendlichen nur umso anziehender“, sagt Wassin.

In einem Buch von Friedrich Engels stieß er schließlich auf einen Vers, der in den Ohren vieler deutscher Protestanten reichlich abgedroschen klingt. In seinem Artikel über die Bauernkriege zitierte Engels den Anfang des Lutherliedes „Ein feste Burg ist unser Gott.“ Es sei die Marseillaise der Reformation, schrieb Engels. Diese sechs Worte berührten den jungen Alexej bis ins Innerste. „Ein solch starkes und sonderbares Bild hätte sich keiner von uns ausdenken können. Bei uns sprach ja niemand über Gott.“ Erst Jahre später, als er 1989 im wiedereröffneten Priesterseminar in Zhirowitsy mit dem Studium begann, fand er den ganzen Text des Chorals und lernte ihn auswendig. Er sollte ihn fortan begleiten. Als Wassin von 1993 bis 1996 in Bethel studierte, war

„Alles Religiöse hatte damals etwas Geheimnisvolles. Das machte es für mich als Jugendlichen nur umso anziehender.“

dieser Choral sein tägliches Morgengebet. Und als er nach drei Jahren wieder nach Weißrussland zurückkehrte, sangen ihm zum Abschied seine deutschen Kommilitonen auf dem Bahnsteig „Ein feste Burg ist unser Gott“.

Dass er ausgerechnet bei einem atheistischen Autor wie Engels auf eine für ihn so wichtige Glaubensaussage gestoßen war, ist typisch für die kommunistische Ära in Weißrussland. Religion war ein Tabu. Entsprechend gab es keine Bücher darüber. „Alles, was wir über Religion wussten, hatten wir aus den Schriften von Marx und Engels“, sagt Wassin. Auch im Priesterseminar habe es noch keine Bibliothek mit den einschlägigen Werken

zu Glauben und Theologie gegeben. „Vieles aus der Kirchengeschichte haben wir im Lexikon des Atheismus nachgeschlagen.“ In diesem Werk habe er auch zum ersten Mal etwas über Martin Luther gelesen, den Verfasser seines Lieblingschorals.

Angesichts des großen Büchermangels wurde für Wassin die Begegnung mit einem katholischen Priester aus Frankreich zum Schlüsselerlebnis. 1992 traf er Philippe Barbarin bei einem internationalen Jugendtreffen in Smolensk. „Ich spürte, dass ich von ihm sehr viel lernen konnte. Er kannte so viele Gebete und Lieder.“ Wassin bat ihn, ihm diese beizubringen. Während der nächsten Wochen sprach Barbarin alles auf Diktaphon. Mit diesem Audiowörterbuch lernte Wassin nicht nur neue Gebete und Lieder, sondern auch Französisch. Wassin sagt heute, dass Barbarin „eine große Liebe zum katholischen Glauben in seiner Seele geweckt hat.“ Der Kontakt zu dem Franzosen ist nie abgebrochen. Wassin bat ihn später in einem Brief um eine deutsche Bibel. Anfang der 1990er Jahre gab es so etwas in Weißrussland nicht zu kaufen. Philippe Barbarin, der heute Kardinal und Erzbischof von Lyon ist, schickte ihm eine Einheitsübersetzung, mit der der Priesterseminarist aus Polotsk Deutsch lernte.

Heute lebt Wassin mit seiner Frau und dem dreijährigen Sohn im Tübinger Ortsteil Derendingen. Die Württembergische Landeskirche, die unter Altbischof Gerhard Maier und über Prälaturpfarrer Manfred Wagner schon seit langem Beziehungen nach Weißrussland pflegt, hat ihn seit Herbst vergangenen Jahres im Bereich Dienst für Mission, Ökumene und Entwicklung (DiMOE) angestellt. „Ich möchte evangelische Christen mit der Orthodoxie bekannt machen“, sagt er und fügt schnell hinzu, „und umgekehrt möchte ich orthodoxen Christen verständlich machen, dass man auch in anderen Traditionen Elemente finden kann, die für den eigenen Glauben wichtig sein können.“ Evangelische Gesangbücher zum Beispiel seien eine wunderbare Quelle der Theologie, findet Wassin. „Die Offenbarung kommt manchmal aus einer Ecke, aus der man es nicht erwartet hat.“

Das Gespräch führte Katja Dorothea Buck.



Horizont Säkulares Europa

„Ich habe Gott gefunden, von dem ich dachte, dass ich ihn gar nicht brauchte.“ Leben im reichen Europa suggeriert schnell, dass die Existenz ausreichend gesichert und geregelt ist, also Gott nicht wirklich nötig.

Der säkularisierte Mensch baut auf seine Vernunft, die Rationalität und das Erklärbare. Die Postmoderne und Entwicklungen wie die Globalisierung und Technisierung haben zudem zu einer tiefen Verunsicherung geführt. In der Postmoderne ist kaum Platz für Wahrheit, absolute Werte und feste Beziehungen. Menschen sind vielfach enttäuscht von Politik, Kirche und Gesellschaft.

Doch dann begegnen Menschen Gott, auf überraschende Weise, durch Freunde, Bekannte, Fragen und Antworten und durch seinen Geist.

Anstöße zum Weiterdenken

Europa ist in der Krise. In einer Schuldenkrise, in einer Gesellschaftskrise, wo die Gräben zwischen arm und reich immer größer werden, wo wir heute auf Kosten der Generationen von morgen leben, und die Globalisierung uns doch zu Bürgern einer Welt macht und uns jede Krise betrifft. Welchen Beitrag leisten Christen in Europa heute und welche Verantwortung sollten wir angesichts der gesellschaftlichen und politischen Herausforderungen wahrnehmen?

(2. Chronik 7, 14 und Jesaja 58, 7.8)

Kontakte und Veranstaltungen, Glaubenskurse und Erfahrungen mit dem Gebet spielen eine wichtige Rolle auf Glaubenswegen. Welche Beobachtung der Untersuchung „Wie finden Erwachsene zum Glauben“ (siehe S. 43) finden Sie durch die Lebensberichte bestätigt?

Wenn Glauben erwacht und sich festigt, wirken Gottes Geist und Menschen zusammen. Tauschen Sie sich über Ihre Beobachtungen anhand der Lebensberichte aus oder auch eigener Erfahrungen.

„Was? Du gehst in eine Bibelgruppe?“

Bea Berczelly

Wenn mir eine Wahrsagerin vor zwanzig Jahren prophezeit hätte, dass ich mit über Vierzig eine Bibelgruppe besuchen würde, hätte ich ihr geraten, den Job zu wechseln. Ich wuchs auf in der Post-68er-Generation, fuhr ab auf Slogans wie „Traue keinem über Dreißig“, „Make Love, not War“ und trug unter dem müffelnden Schaffellmantel weit ausgestellte Jeans und Plateauschuhe. Genussvoll schnüffelte ich damals in diverse Esoterik-Richtungen, wie Numerologie oder Zen-Buddhismus, denn Unbeantwortetes bezüglich der Urfragen „Woher komme ich? Wohin gehe ich? und Weshalb?“ waren und sind zuhauf vorhanden. Und auf diese gaben weder Eltern, Schule und erst recht nicht der starre Religionsunterricht eine auch nur annähernd schlüssige Antwort.

„Die positivste Erfahrung für mich ist die Erkenntnis, dass ich mit meinen Bedenken und Ängsten nicht alleine dastehe. Es tut gut, sie mit anderen teilen zu können.“

Bei einem Essen mit Freunden lernten wir eine Pfarrerin, Mutter von vier Kindern, kennen. Klar kam das Gespräch auf die Bibel, und wie immer, wenn privat ein Kirchenmensch am Tisch sitzt, wurde direkt gefragt – etwas, das in der Schule nicht möglich gewesen war: „Aber das mit der Erschaffung der Welt in sieben Tagen ist ja ein Witz!“, das müsse doch symbolisch gemeint sein. Oder „Wenn Gott die verbotenen Bäume der Erkenntnis und des Lebens ins Paradies gesetzt hat, stellt er dem Menschen doch eine Falle! Warum?“

Die Antworten der Pfarrerin waren klar und menschlich. Sie, die Hebräisch und Altgriechisch kann, meinte, dass die Bibel hinterfragt werden müsste. Geschrieben wurde sie ja von vielen und dies über einen großen Zeitraum hinweg.



Wieso Michelangelos Moses-Skulptur im Vatikan zwei kleine Hörner in seinem gelockten Haupthaar aufweist, konnte sie sofort erklären: „Der hebräische Begriff für ‚Horn‘ und der für ‚Lichtschein‘ werden gleich geschrieben. Das Hebräische kennt, wie das Arabische, keine Vokale.“ Also sind Fehlinterpretationen, manchmal auch böswillige, quasi programmiert.

Und so entstand unsere kleine Bibelgruppe, bestehend aus fünf Fragenden und einer, die viel, aber zum Glück nicht alles weiß – was sie umso glaubwürdiger macht. Die zweiwöchentlich stattfindenden Diskussionen drehen sich nicht um das Finden von Gott – das wird kaum so einfach sein – sondern um eine Annäherung an das Buch, das seit 2000 Jahren unsere jüdisch-christliche Ethik und Moral und somit immer noch unser tägliches Leben prägt.

Die Treffen sind jedes Mal ein spannender Genuss. Eine Jüdin, drei Katholiken und ein Protestant besprechen unter der kundigen Führung der Pfarrerin Bibel-Abschnitte, die sie vorher gelesen haben. Noch sind wir erst beim Alten Testament, doch bis jetzt entwickeln sich aus den uralten Themen stets Bezüge zum Heute, die alle berühren.

Sie reichen von Ausländerfeindlichkeit, Holocaust und Selbstmord bis zu philosophischen Ansätzen, ob es eine Freiheit ohne Verantwortung geben kann. Oder einfache Fragen wie: „Weshalb ist es so schwer, der unehrlichen Putzperle zu kündigen, sich gegen einen sexistischen Chef zu wehren oder seine eigenen Kinder in den Griff zu bekommen?“

Die positivste Erfahrung für mich an diesen Abenden ist die Erkenntnis, dass ich mit meinen Bedenken und Ängsten nicht alleine dastehe. Es tut gut, sie mit anderen teilen zu können und zu merken, dass sie zum Menschsein gehören und deshalb überall anzutreffen sind.

aus: EineWelt 4-2004

„Ich habe etwas gefunden, von dem ich nicht einmal wusste, dass ich es suchte“

Detlef aus Hamburg

Mein Name ist Detlef, ich bin 46 Jahre alt, lebe in Hamburg und führe seit Mai 2009 mit meiner zweiten Frau Ina eine christliche Ehe.

Drei Jahre zuvor kannte ich keinen einzigen Christen, und Gott war für mich absolut kein Thema. Was sollte ich mit Gott? Den hatte ich weder nötig noch war für ihn Platz in meinem Leben. Nach meinem Studium und einjährigem Aufenthalt in Brasilien wurde ich Kaufmann. Es folgte eine erfolgreiche berufliche Entwicklung: Heirat, Kinder, Eigenheim. Ich entwickelte mich vom Kettenraucher zum Marathonläufer. Was ich anpackte, gelang. Ich strotzte vor Selbstvertrauen. Probleme kannte ich nicht.

In Süddeutschland lernte ich damals die Frau eines Arbeitskollegen kennen. Dagmar erzählte mir von ihrem Glauben und von Gott. Ich dachte: Typisch süddeutsch. Dagmar sagte mir: „Aber du bist nicht glücklich.“ Zuerst dachte ich, sie hätte mir nicht zugehört. Aber dann passte etwas. Ich weinte – das erste Mal seit 13 Jahren, als mein Bruder gestorben war. In mir kam vieles hoch. Meine Ängste, abgelehnt zu werden und mein Zorn, so dass ich zu Hause häufig laut wurde und mich aggressiv verhielt. Die vielen Masken, die ich trug und die ich sorgfältig kultiviert hatte. Man konnte meinem Gesicht nie ansehen, was ich dachte oder empfand. Heute weiß ich, dass ich meine Gefühle so tief vergraben hatte, dass ich sie selbst nicht mehr fühlte.

Mich beschäftigte die Frage, was Menschen zu glauben bewegt und was daran ist. Ob es überhaupt Christen in Hamburg gab? Dies war ein rein intellektuelles Interesse. Ich ging in eine christliche Buchhandlung. Die Mitarbeiterin dort versorgte mich mit Büchern und Information über Gemeinden, Veranstaltungen und eben auch über den Alpha-Kurs. Zehn Minuten im Umkreis meines Arbeitsplatzes gab es fünf Gemeinden und alle Gottesdienste waren gut besucht. Das überraschte mich wirklich.

Ich suchte einen Alpha-Kurs. Es gibt in Hamburg viele solcher Kurse, und im Internet konnte ich die Termine

und Veranstaltungsorte finden. Es war genau das, was ich zu der Zeit brauchte, denn ich hatte angefangen, in der Bibel zu lesen. Aber es fehlte mir, mich mit anderen darüber auszutauschen und zu sehen, ob es Menschen gab, denen es ähnlich ging wie mir. Wir fingen an, uns offen auszutauschen, konnten Fragen stellen und diskutieren. Ich lernte Blickwinkel kennen, die mir bis dahin völlig fremd waren und erlebte auf diese Weise eine wirklich intensive Gemeinschaft.

Größtenteils sind wir auch heute noch eng miteinander verbunden. So lernte ich Gott kennen und erfuhr, dass er hautnah erlebbar ist und nichts Entferntes, Unnahbares.

Während des Alpha-Kurses fingen wir an zu beten. In meinem ersten Gebet, dass meine eigene Person betraf, bat ich Gott um mehr Demut. Denn mir schien, dass mir genau dies am meisten fehlte. Ich war eher stolz auf mich, sah mich als Mittelpunkt meiner Welt, mein Blick für andere war sehr begrenzt. Dieser Stolz war es, der mich Gott nicht früher hat erkennen lassen.

„Gott hatte ich weder nötig noch war für ihn Platz in meinem Leben.“

Wie sehr ich Gott gebraucht habe, Gebet und christliche Gemeinschaft, weiß ich heute. Ich kann meine Gefühle wieder wahrnehmen. Alpha war ein Meilenstein, das zu finden, von dem ich nicht einmal wusste, dass ich es suchte. Ich habe zum Glauben gefunden und zu Gott, habe die Kraft christlicher Gemeinschaft und des Gebets kennengelernt.

Endlich gefunden!

Anette Pamer

Ich lernte Andreas Ende der achtziger Jahre kennen, als wir beide noch keine Christen waren. In seiner Verwandtschaft waren Christen, und ihre Art machte mich neugierig auf ihren Glauben. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte ich mir Christen immer als „Ökos in Jesus-Latschen“ vorgestellt. Ich begann, von Zeit zu Zeit in der Bibel zu lesen, verstand aber kaum etwas davon.

Wir entschlossen uns zu heiraten und planten die Hochzeit für Ende August 1993. Als Andreas mit der U-Bahn zur Arbeit fuhr, sah er überall Plakate hängen, die für ProChrist-Veranstaltungen warben, die auch in das Einkaufszentrum in unserer Nähe übertragen wurden. Da er mein Interesse am Glauben kannte, wollte er mich dorthin begleiten. Ich weiß nicht mehr, über was Billy Graham an jenem Abend sprach, aber als die Satelliten-Übertragung zu Ende war, kam ein Mann auf das Podium und sprach über den Heiligen Geist. Er forderte alle auf, nach vorne zu kommen, die Christen werden wollten.

„Ich lernte Blickwinkel kennen, die mir völlig fremd waren und erlebte eine wirklich intensive Gemeinschaft.“

Mir schossen die Tränen in die Augen. Ich hatte das Gefühl, nicht länger sitzen bleiben zu können. Ich ging nach vorn. Ich konnte es noch nicht benennen, aber ich wusste: Endlich hatte ich gefunden, was ich die letzten Monate über gesucht hatte. Als Andreas mich so weinen sah, wusste er nicht, wie er das einordnen sollte, aber er trug es mit Fassung.

Wenig später wurde ich zu einer „Nacharbeits-Gruppe“ eingeladen. Also ging ich nun einmal wöchentlich zu diesem Treffen. Und ich begann, jeden Abend und bei jeder Gelegenheit für meinen Verlobten zu beten. Ich wünschte mir, dass auch er diese tolle Erfahrung machen würde, die ich gemacht hatte. Vor jedem Kurs und vor jedem Gottesdienst, den ich nun besuchte, bat ich Andreas, mit mir zu kommen. Doch jedes Mal erwiederte er, dass er dafür keine Zeit habe, denn als Selbstständiger habe er einfach anderes im Kopf.

Eines Sonntags wurde eine Mitarbeiterin in der Gemeinde begrüßt, die eine Jüngerschaftsschule besucht hatte. Mit ihr war ein junger Mann aus Japan gekommen, der die Lobpreislieder mit der Gitarre begleitete. Das erzählte ich Andreas. Er war wenige Monate zuvor in Tokio gewesen, um dort auf einer Automobil-Messe zu arbeiten. Für ihn war das nicht ungewöhnlich, um den halben Globus zu reisen, um irgendwo Teppichböden zu verlegen oder Deckenbespannungen bei einer Automobilmesse zu montieren. Aber dass ein Mensch aus Tokio nach Frankfurt kommt, um hier Gitarre zu spielen, das erstaunte ihn sehr. Am darauf folgenden Sonntag kam er mit mir in den Gottesdienst, um sich diesen Mann anzusehen. An diesem Sonntag predigte Andreas Herrmann vom Christlichen Zentrum Wiesbaden. Am Ende seiner Predigt rief er die auf, die Jesus noch nicht kannten, jetzt ihre Hände zu heben und mit ihm zu beten. Da hob Andreas seine Hand! Er bat Jesus, in sein Leben zu kommen, zwei Monate, nachdem ich diesen Schritt getan hatte. Nun konnten wir unsere Ehe gemeinsam als Christen beginnen.

Das Raumausstatter-Geschäft gaben wir nach sechs-einhalb Jahren wieder auf. Heute arbeitet Andreas als Ausbilder in einem Berufsbildungswerk für lernbehinderte Jugendliche. Eine Arbeit, die ihm sehr liegt, und bei der wir beide die Gewissheit haben, dass Gott ihn an diesen Platz gestellt hat.



Horizont Islam

Menschen aus dem Islam finden ihren Weg. Ein echtes Suchen nach Gott, eine Auseinandersetzung mit der eigenen Religion, und die Fragen, die dadurch entstehen, eine Begegnung mit einem Menschen, der seinen Glauben lebt, das Studieren von Koran und Bibel und dann in irgendeiner Weise, die Begegnung mit Gott – das sind Puzzlesteine, die in unterschiedlicher Anordnung immer wieder dazu führen, dass Muslime Christen werden. Und sie werden nicht nur Christen, sie bleiben standhaft auch unter dem Druck von Familie und Gesellschaft bis hin zum Martyrium. Ob in Westafrika, in der Türkei oder dem Sudan: Lamin, Ousman und Yassir nehmen uns hinein in die Kraft und Leidenschaft des Glaubens.

Anstöße zum Weiterdenken

Der Islam gehört, wie das Judentum und Christentum, zu den drei Religionen „mit dem Buch“. Sie alle berufen sich auf Abraham und haben eine gemeinsame Wurzel. Die geschilderten Lebensgeschichten beschreiben die unterschiedlichen Wege auf der Suche nach der Wahrheit, nach dem „richtigen“ Buch und auf der Suche nach Gott. Erstaunlich ist es, wie immer wieder das tiefe innere Fragen, die Beschäftigung mit Koran und/oder Bibel und die Begegnung mit einem Christen zur entscheidenden Umkehr führt und einem Leben, das auch Schwierigkeiten, Verfolgung ja sogar Martyrium ermöglicht.

Fragen zum Gespräch

Woran macht sich Wahrheit fest? Was bedeutet die existentielle Wahrheitssuche, die im Leben der Menschen hier deutlich wird? Was macht ihr Leben aus?

In welcher Weise erleben wir heute, dass die Bibel noch zu uns spricht und Leben in unserem Umfeld verändert?

Was lernen Muslime in Deutschland, wenn sie Christen begegnen?

In welchem Spannungsverhältnis stehen interreligiöser Dialog und Mission? Was bedeutet das für das Zusammenleben von Christen und Muslimen in unserer säkularisierten Gesellschaft? Wie können wir Dialog gestalten in den Beziehungen mit unseren Nachbarn, Kolleg*innen und Mitbürger*innen? (Johannes 20, 19 – 21, Epheser 5,2)

„Nur eines kann die Wahrheit sein“

Lamin aus Guinea: Marabout oder Christ

Lamin wuchs in einer traditionellen Fulafamilie in Guinea auf. Mit sechs Jahren brachte ihn sein Vater in eine Madrassa. Dort sollte er den Koran lernen und musste nebenher dem Koranlehrer und seiner Familie dienen. Nach vier Jahren lief er weg, aber der Stiefvater brachte ihn wieder. Als er den gesamten Koran auswendig rezitieren konnte, gab der Vater ein Fest für alle. Eine Kuh wurde geschlachtet und alle waren sehr stolz auf ihn. Nun begann ein neuer Abschnitt. Lamin erzählt:

„Mein Stiefvater begann damit, mich als Marabout auszubilden. Ein Marabout ist ein hoch angesehener islamischer Gelehrter und Medizinmann. Nun wurde ich eingeführt in deren Geheimnisse. Ich war sehr beeindruckt von der Macht, die ein Marabout hat, die er wohl direkt von Gott bekommt.“

Mein Stiefvater sorgte dafür, dass ich eine Ausbildung zum Schneider machte. Eines Tages erklärten mir meine Eltern, dass sie eine Frau für mich gefunden hatten. Kumba war gerade einmal 14 Jahre alt, trotzdem wurde

wahr sein kann. Ich ging zu einem arabischen Lehrer und fragte ihn: Welches Buch gab es zuerst – die Bibel oder den Koran? Er antwortete ganz einfach: Die Bibel gab es zuerst. Dann musste die Bibel Recht haben. Ich studierte umso intensiver weiter, weil ich eine Antwort auf meine Fragen brauchte. Jeden Tag hielt ich meine islamischen Gebetszeiten strikt ein. Ich meditierte über diese Gebete und sie warfen immer mehr Fragen auf. Und je mehr ich die Bibel las, desto mehr erkannte ich, dass der Gott der Bibel einen anderen Charakter hat als der Gott des Korans. Und nun begann ich, mich diesem Gott zu öffnen. Ich reflektierte mein Leben in neuem Licht und erfuhr echte Vergebung für alles, was in meinem Leben war.

Aber es dauerte nicht lange, dann kam die Prüfung: Meine Frau wollte mich verlassen. Sie konnte die Demütigungen nicht ertragen, die von den muslimischen Nachbarn kamen. Es blieb mir nichts anderes übrig, als sie nach Guinea zu ihrer Familie zurück zu bringen. Zuhause habe ich dann auch meiner Familie erzählt, dass ich nun Christ bin. Das führte zu großen Auseinandersetzungen, besonders mit meinem Onkel. Er warf mich aus dem Haus und aus der Familie. Dann wurde ich schwer krank. Eines Tages sah ich ein Bild, wo Jesus einen Kranken heilte. Ich betete: „Herr hilf mir, oder hole mich in den Himmel. Es geht mir zu schlecht.“ Etwas erstaunliches passierte. Ich schlief tief und fest und wachte am nächsten Morgen auf, und war wieder gesund. Ein neues Leben begann. Ich ging nach Gambia zurück, um mehr über die Bibel zu lernen und darüber, was es heißt, als Christ zu leben.

Eines Tages bekam ich Besuch von meinem Vater. Er wollte, dass ich eine zweite Frau nehme. Ich erklärte ihm, dass ich das als Christ nicht tun würde. Ich hatte nicht nur Schande auf seine Familie gebracht, weil ich Christ wurde. Nun lehnte ich auch noch das Geschenk einer zweiten Frau ab. Er wurde handgreiflich. Dann kam ein Polizist und wir wurden beide auf die Wache gebracht. Mein Vater erklärte, dass er mich umbringen wolle, weil ich den Islam verlassen hatte. Der Polizist erklärte ihm, dass das in Gambia nicht zulässig sei. Aber er drohte weiter und wurde deshalb eingesperrt. Am nächsten Morgen brachte ich ihm ein Frühstück und dank eines der Ältesten der Gemeinde gab es sogar eine Aussöhnung zwischen uns.

Auch meine Frau begriff, dass sich in meinem Leben etwas Grundsätzliches geändert hatte. Und so kam sie zu mir zurück. Ganz langsam öffnete sie sich auch für den Weg Jesu und seitdem sind wir gemeinsam unterwegs.“
WEC International

„Je mehr ich die Bibel las, desto mehr entstand die große Frage: Was ist die Wahrheit?“

die Ehe geschlossen. Kumba lebte nun mit meiner Mutter und musste ihr helfen. Ich machte mich auf den Weg, mir eine Existenz aufzubauen. Dazu ging ich nach Gambia und dank meines Stiefvaters, der als Marabout großes Ansehen genoss, konnte ich bald eine Schneiderwerkstatt eröffnen und meine Frau zu mir holen.

Eines Tages kam eine Dame in meine Werkstatt und bat mich, ihr ein Kleid zu nähen. Sie war Ausländerin und so machte ich mich ans Werk. Ich brachte ihr das Kleid und sie bezahlte. Zusammen mit dem Geld gab sie mir ich ein kleines Buch. Ich legte es weg. Eines Tages entdeckte ich, dass es das Buch der Christen war. Nun war mein Interesse geweckt. Ich kannte den Koran so gut, jetzt wollte ich wissen, wo in der Bibel der Vers steht, dass Jesus Mohammed ankündigt. Ich kannte die Koranstelle sehr gut. Sure 3,81: „Danach wird ein Botschafter kommen, der wird bestätigen, was ihr wisst. Ihr sollt an ihn glauben und er wird euch helfen.“ Nun machte ich mich auf die Suche danach. Auch wollte ich mich rüsten, die Christen besser zu kritisieren.

Je mehr ich die Bibel las, desto mehr entdeckte ich die Unterschiede zum Koran und ich fragte mich: Was ist die Wahrheit? Mir wurde klar, dass nur eines der Bücher

„Jesus hat die Kraft, unser Leben zu verändern“

Ousman: Vom Koran- zum Bibel-Lehrer

Ich bin Ousman Ibrahim ein Fula aus Kamerun. Ich bin als Muslim aufgewachsen und meine Eltern erwarteten, dass ich Koranlehrer würde. Ich wäre viel lieber Händler geworden. Sechs Jahre lang wurde ich intensiv im Koran unterwiesen, aber irgendwo war da eine Stimme Gottes in mir, die anders war. Ich wusste nicht was es war, weil ich den Gott der Christen verachtete – sie waren schließlich Ungläubige. Dann kam ein junger Mann in unser Dorf, um Fula zu lernen. Ich hörte ihn über Jesus reden und das überzeugte mich, ich nahm Jesus als meinen Herrn und Retter an.

Das hatte schwer wiegende Konsequenzen: Ich erhielt Todesdrohungen, meine Familie warf mich raus, denn ich hatte Schande über sie gebracht. Aber nicht nur über sie, ich hatte auch Scham über das Volk der Fulas und alle Muslime gebrachte. So lebte ich als Christ, einerseits von einer tiefen Freude getragen, aber auch von Angst bestimmt und ich trug mich mit dem Gedanken an Selbstmord. Ich hörte von Propheten der Marabouts, die mir voraussagten, dass ich durch Krankheit oder einen Unfall sterben würde, wenn ich nicht zum Islam zurückkehren würde. Es war die Kraft Christi und seine Gegenwart, die mich stark machten. Ich fühlte mich in der Liebe Gottes geborgen. Und so wuchs mein Glaube

„Mein Glaube wuchs und ich wusste, dass ich dazu berufen war, Gott zu dienen.“

und ich wusste, dass ich dazu berufen war, mit meinem ganzen Leben Gott zu dienen.

Ich konnte auf eine Bibelschule gehen und begann meinem Dienst bei einem Radiosender in Ngaoundere im Norden Kameruns. Jesus hat die Kraft, unser Leben zu verändern. Er weiß unsere Herzen mit seiner Liebe zu füllen, so dass wir anderen vergeben können. Selbst denjenigen, die uns ablehnen und verfolgen oder denen, die uns umbringen wollten. Meine Eltern leben heute nicht mehr. Am Ende seines Lebens sagte mein Vater zu mir: „Ousman, bleibe auf dem Weg, den du gewählt hast.“

„Gott half mir umzudenken“

Yassir aus dem Sudan

Ich heiße Yassir und komme aus dem mehrheitlich muslimischen Nordsudan. Dort bin ich geboren und aufgewachsen. Meine Eltern gehören der islamistischen Muslimbruderschaft an, die für die Rückkehr zum „wahren Islam“ eintritt, und so erhielt ich eine streng islamische Erziehung und wurde dazu erzogen, das islamische Recht zu beachten. Ich war der festen Überzeugung, dass der Islam der einzige richtige Weg zu Gott ist und Muhammad der letzte und damit letztgültige Prophet. Als guter Muslim glaubte ich natürlich auch an Jesus, Isa genannt, jedoch nur als einen von vielen Propheten, die Gott mit einem Auftrag und einer Botschaft zu den Menschen sandte.

Dann geschah etwas, wodurch meine geordnete Welt aus den Fugen geriet: Als ich 18 Jahre alt war, wurde ich zum ersten Mal hautnah mit dem Christentum konfrontiert. Mein Onkel, der Imam war, also Vorbeter und Lehrer in einer Moschee, wurde auf einmal Christ. Jesus war für ihn nicht mehr nur der verehrungswürdige Prophet Isa, sondern er glaubte an ihn als den Sohn Gottes. Das verärgerte nicht nur mich, sondern auch meine Familie. Sie veranlassten, dass mein Onkel ins Gefängnis kam, und nahmen ihm seine Frau und seine Kinder samt seinem Besitz weg. Damit hofften sie ihn zu zwingen, zum Islam zurückzukehren. Ich selbst versuchte es auf dem inhaltlichen Weg: Ich wollte meinen

Onkel davon überzeugen, dass er den falschen Weg gewählt hatte und ihm helfen, wieder zurück zum Islam zu finden. Darum beschloss ich, mehr über den christlichen Glauben und Jesus Christus herauszufinden, um meinen Onkel mit Argumenten widerlegen zu können.

Da ich keine Bibel hatte, fing ich an, im Koran nachzulesen, was dort über Jesus – Isa steht, und das ist nicht wenig. Je intensiver ich mich damit beschäftigte, desto mehr tauchten nun für mich selbst Fragen auf. Eine der wesentlichsten, die der Koran nicht eindeutig beantwortet, ist das Schicksal Jesu: Kreuzigung, Tod und Auferstehung. Wurde Jesus nun wirklich gekreuzigt oder nicht? Mich verwirrten die Koranverse: „Sie (die Juden) sagten: Wir haben Christus Jesus, den Sohn Marias, den Gesandten Gottes, getötet. Sie haben ihn aber nicht getötet, und sie haben ihn nicht gekreuzigt, sondern es erschien ihnen eine ihm ähnliche Gestalt ... Sie haben ihn nicht mit Gewissheit getötet, sondern Gott hat ihn zu sich erhoben.“ (4,157f). Diese Verse führten mich jedoch weg von der Frage, ob er tatsächlich gekreuzigt wurde, dahin, wo er jetzt ist. Ich war sehr überrascht über diese Aussage des Korans, dass Jesus bei Gott ist und lebt.

Eine Stimme in mir forderte mich heraus, mich zu entscheiden, ob ich diesem lebendigen Jesus folgen solle. Eine andere ungelöste Frage war, dass ich gelernt hatte, die Bibel sei ursprünglich Wort Gottes gewesen,

„Eine Stimme in mir forderte mich heraus, mich zu entscheiden, ob ich diesem lebendigen Jesus folgen solle.“

dann aber von Juden und Christen verfälscht worden. Jetzt kamen mir ziemlich praktische Fragen: Wann wurde die Bibel gefälscht, vor oder nach Muhammad? Warum taten Juden und Christen das? Gibt es noch eine Originalausgabe der Bibel, und wo ist sie? Mit diesen Fragen ging ich zum Imam der Moschee. Er konnte mir keine Antwort geben, die mich wirklich überzeugt hätte. Weil ich keine Antwort auf meine Fragen erhielt, fing ich an, Gott zu fragen, wer er ist und wo er ist. Ich bat ihn, sich mir zu zeigen.

Während dieser Zeit inneren Fragens begegnete ich eines Abends zum ersten Mal einem Christen, der mir von Gott erzählte in einer Weise, wie ich es nicht gekannt hatte. Er begann, mit mir über das 1. Buch Mose zu reden, über die Beziehung Gottes zu Adam und Eva, die durch eine Sünde zerstört wurde. Das öffnete mir die Augen für die Heiligkeit Gottes, der nicht Sünden addiert, sondern dass auch nur eine Sünde ausreicht, um von Gott getrennt zu sein. Dann sprach er von der Liebe Gottes und von seiner Vergebung, dass Jesus „der Weg, die Wahrheit und das Leben“ ist und persönlich zu Menschen spricht. An diesem Abend entstand in mir das Verlangen, diesen Gott näher kennenzulernen und ihm nachzufolgen.

Gott hatte mein Herz berührt und gab mir den Mut, an diesem Abend eine Entscheidung zu treffen. Ich lernte einen Gott kennen, der zu mir sagt: „Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst. Ich habe dich bei deinem Namen gerufen: Du bist mein.“ (Jes 43,1)

Zunächst versuchte ich, diese Entscheidung für mich zu behalten. Doch schon bald bemerkte meine Mutter eine Veränderung an mir, vor allem wohl, weil ich meinen Onkel immer wieder verteidigte. Als mich meine Mutter mit der Frage konfrontierte, ob ich auch Christ geworden war, konnte ich nicht mehr ausweichen und schon bald wusste meine ganze Familie Bescheid. Besonders mein Vater und mein Großvater waren entsetzt darüber. Mein Großvater setzte meinen Vater unter Druck, mich zurück zum Islam zu bringen, weil es für ihn und damit für unsere Familie eine Schande war, dass neben meinem Onkel nun noch ein weiteres Familienmitglied „verloren“ ging. Ich musste aber das elterliche Haus unverzüglich verlassen und auf jegliche Erbschaft verzichten. Dazu kam, dass ich mein Studium an der Universität abbrechen musste, da ich durch meine Hinwendung zum Christentum kein Anrecht mehr auf einen Studienplatz hatte.

Innerhalb kürzester Zeit hatte ich meine Familie und meinen Studienplatz verloren, meine Freunde zogen sich vor mir zurück. Ich fand es sehr schwierig, ohne Familie in einer Gesellschaft zu leben, wo die Familie den höchsten Stellenwert hat. Eine große Ermutigung für mich war, dass ich zwar keine leibliche Familie mehr hatte, aber zu einer viel größeren Familie gehörte, zu einem Gott, den ich Vater nennen darf. Ein Vater, der mir zusagt, mich niemals zu verlassen noch zu versäumen.



Horizont Asien

Menschen auf der Suche nach mehr, nach Höherem, nach dem Unfassbaren. Sie mühen sich bis zur vollständigen Selbstaufgabe, um die Stufen nach oben zu schaffen. Tief verwurzelt ist dieses Suchen in vielen asiatischen Kulturen und wirkt sich heute auch auf die aufstrebenden Kulturen und Wirtschaftsmächte in Asien aus.

Für viele Menschen in China, die nach der Kulturrevolution geboren sind, spielt Religion oft eine untergeordnete Rolle, da sie in einem atheistischen Umfeld aufgewachsen sind, auch wenn heute auch dort die Sehnsucht nach Religion wächst. Ob Kommunismus, Ahnenverehrung, Hinduismus oder Buddhismus – oft bleiben Menschen auf der Suche und finden etwas, was sie nie gesucht hatten.

Anstöße zum Weiterdenken

Wir haben Menschen auf dem Weg zum Glauben an Christus begleitet. Sie kommen aus katholischen Wurzeln, aus der Ahnenverehrung oder auch aus dem Hintergrund anderer asiatischer Religionen.

Allen gemeinsam ist, dass die Begegnung mit Menschen, die ihren Glauben lebten, sie ermunterte, sich mit dem Gott der Bibel und dem christlichen Glauben zu beschäftigen.. Daraus sind lebendige Beziehungen gewachsen und auch ein klares Bewusstsein, diese Botschaft weiter zu tragen, als Pastoren oder Bischöfe oder einfach dadurch, dass sie sich um Menschen kümmern und offen werden für deren Nöte.

Fragen zur Reflektion

Was bringt Menschen auf die Suche nach mehr, nach Gott, nach der Antwort auf die Fragen des Lebens gerade in einer asiatischen Kultur?

Was sehen Menschen, wenn Sie uns in unserem Alltag beobachten? Werden sie angezogen von „einem schönen Garten“ in dem man dabei sein will? Bibelstellen: 1. Petrus 3, 15.16, 2. Korinther 3,3

Wie erkenne ich die Wahrheit in der Pluralität der Meinungen und Religionen?

„Ich war einfach neugierig geworden“

Iris Wong aus Hongkong

Ich lebe in Hongkong einer Stadt mit sieben Millionen Menschen, Ich bin mit zwei jüngeren Geschwistern in einer traditionellen chinesischen Familie aufgewachsen. Das bedeutet, dass wir die Ahnenverehrung praktizierten. Jeden Morgen und jeden Abend mussten wir Weihrauch an einem Altar bei uns im Hause anzünden..

Eines Tages, und das kam wirklich wie aus heiterem Himmel, war ich sehr deprimiert und unglücklich. Ich fragte mich: Was ist eigentlich der Sinn dieses Lebens? Was soll ich bloß mit meinem Leben anfangen? Gibt es eine Bedeutung in meinem Hiersein? Rückblickend würde ich sagen, dass der Heilige Geist mir diese Gedanken gegeben hat. Viele Teenager stellen sich solche Fragen, aber für mich war es ein ganz besonderer Moment. Auf meinem Weg nach Hause schaute ich an einem Jugendzentrum vorbei, das von einer Kirche unterhalten wurde.

Diese Kirche existiert schon seit 1847 und wurde von deutschen Missionaren gegründet. Ich war schon öfter dort gewesen, um in den Räumen meine Hausaufgaben zu machen. Ich wurde von einer fröhlichen jungen Frau begrüßt. Wir sprachen über alles, diskutierten und am Ende betete sie mit mir. Ich glaubte nicht, was sie mir sagte, aber dennoch begann ich, in die Gottesdienste zu gehen. Ich war einfach neugierig geworden. Die Menschen dort waren glücklich, sie lachten, tauschten sich aus, ja sie weinten auch zusammen und beteten. Ich konnte es nicht verstehen. Warum konnten Menschen so fröhlich sein? Wie kam es, dass sie so offen mit einander umgehen konnten? Wie konnten sie ganz persönliche Dinge mit einander teilen, wo sie doch gar nicht zur selben Familie gehörten? Ich kannte das nicht. Ich drückte meine Gefühle nie aus, nicht einmal gegenüber meinen Eltern. Da war etwas in dieser Gemeinschaft, was mich anzog. Ich wollte wissen, was es war und warum sie so anders waren.

Es war nur ein kleines Gebet in meinem Herzen, aber ganz plötzlich kam da ein tiefer Frieden.

Ein ganzes Jahr über beobachtete ich diese Christen und schaute mir genau an, was sie taten. Sie waren warmherzig, und halfen mir die Bibel zu verstehen. Ich ging mit zum Picknick, gemeinsamen Essen und anderen Events. Im Laufe der Zeit kam ich mir vor wie jemand, der auf einem Zaun sitzt und in einen wunderschönen Garten schaut. Ich konnte die Blumen riechen, und beobachtete die Menschen, die diesen Garten genossen. Sie freuten sich an dem Garten und auch aneinander. Und dann kam der Punkt, wo ich mir sagte: Ich will nicht länger auf dem Zaun sitzen. Ich will auch dazu gehören.

Ich erinnere mich noch genau: Es war die Nacht vor dem öffentlichen Examen, das in Hongkong sehr entscheidend ist und über die Zukunft entscheidet. In dieser Nacht habe ich einfach angefangen zu beten. Ich habe Jesus gesagt, ich will vom Zaun runter und will auch im Garten sein und dazugehören. Es war nur ein kleines Gebet in meinem Herzen, aber ganz plötzlich kam da ein tiefer Frieden, gerade da, wo ich eigentlich sehr nervös sein sollte, war dieser Friede da.

Jetzt fing ich an, in die Kirche zu gehen und Gott anzubeten in der Gemeinschaft. Das hat mein Leben vollständig verändert. Ich hörte auf, die Ahnen anzubeten und stattdessen begann ich, vor dem Essen zu beten. Meine Familie, meine Freunde und Klassenkameraden fanden das sehr seltsam. Meine Mutter beklagte sich und verbreitete schlechte Dinge über mich. Aber nach einiger Zeit beruhigte sich das und heute, obwohl meine Mutter noch keine Christin ist, respektiert sie meinen Glauben.

Ebenso spürte ich eine große Veränderung in mir. Vorher war es mir egal, wie es Menschen um mich herum ging. Ich war nur an meiner Karriere interessiert, arbeitete hart an meinen akademischen Resultaten. Jetzt war ich plötzlich an anderen Menschen interessiert. Ich merkte, dass Gott nicht nur mich liebt, sondern auch an dem anderen interessiert ist. Ich lernte, nicht mehr so ichbezogen zu leben, sondern auch nach anderen zu fragen. Selbst meine Freunde spürten das und fragten, was denn mit mir los sei. Das ist nun einige Jahre her. Heute arbeite ich als Evangelistin in meiner Kirche.



Masanobu Hirata war Buddhist und Kommunist, bevor er sich taufen ließ. Er tritt für den Dialog der Religionen ein. (ELM)



Grenzgänger zwischen Kulturen und Religionen

Masanobu Hirata aus Japan

Masanobu Hirata wird 1943 auf der japanischen Insel Kyushu geboren. Sein Vater ist Postbeamter, seine Mutter traditionelle Heilerin. „Von ihr habe ich viel gelernt“, erzählt er und berichtet, wie seine Mutter die nervösen Magenbeschwerden einer Frau heilte, indem sie ihr eine langwierige Anweisung für die Zubereitung eines Kräutertees verordnet habe – mit der Ermahnung, dass der Tee nur wirke, wenn sie sich während der stundenlangen Zubereitung weder ärgere noch aufrege. Psychosomatische Therapie als Volkskunst.

Das Zen-Kloster, in dem er als Zwölfjähriger zum buddhistischen Priester ausgebildet werden soll, verlässt er nach zwei Jahren. „Mir war die Unterdrückung der natürlichen Bedürfnisse zu einseitig.“ Er macht sein Abitur und den Judo-Meistergrad. Als Trainer der Judo-Mannschaft eines Stahlkonzerns erzürnen ihn die dortigen Arbeitsbedingungen. Er wird Gewerkschafter. Das kostet ihn den Job, und er studiert Jura, um der Ungerechtigkeit begegnen zu können. Doch bei der Arbeit in der Staatsanwaltschaft erlebt er die Unvollkommenheit der Rechtsprechung. „Wie kann ein Staat junge Menschen verurteilen, wenn er den Jugendlichen keine Chance gibt, aus zerrütteten Familienverhältnissen herauszukommen?“

Der zornige junge Mann studiert Pädagogik und sucht nach einem Menschenbild, auf das hin die Gemeinschaft ihren Nachwuchs formen kann. Er findet es in den Lehren Mao Tse Dongs. Ende der 1960er Jahre ist Hirata überzeugter Kommunist. Nun gehört er zu einer terroristischen Vereinigung. Auf Strassenkampf, Freiheitsberaubung von Universitätspersonal und Molotowcocktails folgt Gefängnis. Hinter Gittern begreift der 28-jährige: „Der Marxismus setzt den idealen Menschen voraus. Den gibt es aber nicht. Darum funktioniert Marxismus nur mit Zwang. Gewalt aber erzeugt Gewalt.“

Hirata verlässt das Gefängnis vorbestraft, desillusioniert, hoffnungslos. Er denkt an Selbstmord. Ein befreundeter Professor besorgt ihm über den Deutschen Akademischen Austauschdienst einen Doktorandenplatz in Tübingen bei Ernst Bloch. 1971 geht er nach Süddeutschland. Für Hirata beginnt die „Wendezeit“ 1971 in Süddeutschland. Er geht für drei Monate in das Benediktinerkloster Beuron. „Ich habe nur gelesen und die lateinische Messe besucht. Ich wusste nicht, wie es weitergehen sollte.“ Da wird im Kloster ein Kurs angeboten: „Einführung in die Zen-Meditation“. Er spricht mit

dem japanischen Zen-Meister, den das Kloster für den Kurs eingeladen hat. Dieser empfiehlt: „Lernen Sie das Christentum intensiv kennen. Das ist eine sehr kompetente Religion.“

Also lernt er in Tübingen bei Jüngel und Küng die christliche Theologie kennen. „Doch Jesus wirklich kennen gelernt habe ich in einem Diakonissenkrankenhaus in Schwäbisch Hall.“ Hier macht er ein Praktikum. Geht zur Andacht und wechselt Katheter, macht die Krankenhausbetten und liest mit dem Krankenhausseelsorger das Neue Testament. Er beobachtet die Diakonissen: „Ich be-

„Lernen Sie das Christentum intensiv kennen. Das ist eine sehr kompetente Religion.“

wundere diese Frauen, die ihr Leben in Demut damit verbringen, für ein winziges Taschengeld anderen Menschen zu dienen. Ich begriff, dass die Wahrheit in der Liebe ist und nicht in Worten oder Werken. Und ich verstand, dass Jesus die absolute Liebe ist. Das hat mich beeindruckt.“ An Himmelfahrt 1972 lässt sich Hirata taufen.

„Mein Ziel ist es, eine kleine Brücke zu bauen zwischen östlicher und westlicher Glaubenserfahrung, eine Brücke, auf der wir uns als Menschen in Liebe begegnen und verstehen können. Dafür brauchen wir Kenntnisse über andere Kulturen und Religionen. Und diese Kenntnisse muss man erleben können. Nur so kann man Vorurteile – und davon gibt es so viele – abbauen. Mein Hiersein als Japaner ist auch eine Art Rückzahlung. Wir haben von euch so viel bekommen: die westliche Medizin, die uns als Ergänzung unserer traditionellen Medizin sehr gut tut, das Zivilrecht, die Idee der Demokratie, die Wirtschaftswissenschaften, das Staatsrecht, das Schulwesen ... Von all dem hat Japan sehr profitiert. Es wird Zeit, dass wir euch ein wenig von unserer Kultur der Stille dafür bezahlen. Denn beides braucht sich und ergänzt sich. Das widerspricht dem Glauben an Jesus nicht.“

Dirk Freudenthal, Klaus Dieter Hampe
aus: Eine Welt 1-2003

„An einem Tag wird man nicht Christ“

Bischof Raja Solomon aus Malaysia

„Einladung zum Fußballspielen“ war auf dem Plakat an der Kirche zu lesen gewesen. Das fanden der 10-jährige Rajah und seine Freunde klasse, sie kamen in den Kirchhof und hatten Spaß. Doch der war für sie dann vorbei, als der Pastor nach dem Spiel betete: „Lieber Herr Jesu, wir möchten, dass du in unser Herz einziehest.“ „Nee, das woll'n wir aber nicht“, sagte der Sohn hinduistischer Eltern und trabte mit seiner Clique davon. Später, so berichtet Dr. Rajah Solomon, heute Bischof der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Malaysia, sei er und seine „Band“ doch wieder zum Fußballspielen zu den Christen gegangen. Zum Beten wurden sie nicht mehr aufgefordert.

Langsam befreundeten sie sich mit dem Pfarrer und anderen Christen. Eines Tages wurden biblische Geschichten erzählt. 'Mit Jesu Blut sind eure Sünden weg gewaschen' sagte der Pastor, und das habe ich dann verstanden", erklärt der Theologe. Denn regelmäßig wurde in seiner Familie ein Hahn geschlachtet, dessen Blut verteilt wurde, um die Übertretungen der Familienmitglieder „wegzuwaschen“. „Warum hast du mir das nicht früher erzählt?“ fragte ich den Pastor, denn nun fand ich seinen Glauben interessant.“ Allerdings habe er sich auch gefragt, weshalb dieser Jesus ihn retten sollte, wenn doch ein Gockel das auch tun könnte.

„An einem Tag wird man nicht Christ“, glaubt der Bischof. „Wenn Menschen ihren Glauben wechseln, dann ist ein Prozess.“ Bei ihm habe es lange gedauert, bis Jesus in sein Herz eingezogen sei. „Alle Überzeugungen

„Meine Sekretärin ist Hindu. Wenn sie spürt, wie gut Gott ist, dann wird sie Christin werden.“

müssen überprüft werden, ob man sie verwirft, oder ob sie mit dem Christentum zusammenpassen.“ Als ehemaliger Dozent an einem theologischen Seminar weiß er, dass viele Glaubensüberzeugungen eher kulturellen als religiösen Ursprungs sind. Es gebe in jeder Religion so etwas wie die „reine Lehre“, die von Priestern und Lehrern gepflegt werden, und dann den „Volksglauben“. Und der sei aufs engste mit der Kultur verwoben, erklärt der Doktor der Theologie.



Raja Solomons zum Glauben fing mit der Einladung zu einem Fußballspiel an.
(EMW/Heiner Heine)

Deshalb müsse jede Kultur ihr Christentum entwickeln, man kann es nur teilweise „abschreiben“. Und genau dazu möchte er in Malaysia beitragen. Allerdings könne er dies nicht alleine bewältigen: „Da müssen alle christlichen Gemeinschaften des Landes zusammen arbeiten.“ Der Nationale Kirchenrat von Malaysia, in dem alle Bischöfe und Kirchenführer zusammen sitzen, könnte so ein Ort der Gemeinschaftsbildung sein.

Bis es aber so weit ist, will er das Christentum und was er darunter versteht, weiter verkünden. „Damit es für junge Leute attraktiv ist, bieten wir Gottesdienste in moderner Form an“, berichtet er. Doch die Form darf vom Inhalt nicht ablenken. „Und da haben die Lutheraner ziemlich gute Formen gefunden, von denen man nur wenig abweichen sollte“, mahnt er.

So, wie er damals nicht durch die Predigt, sondern von der freundlichen Haltung der Christen ihm gegenüber angetan war, so möchte er in der Nachbarschaft von „Little India“, einem indisch geprägten Stadtviertel, in das auch gerne Touristen kommen, allen Menschen gleich freundlich gegenüber treten. Deshalb sei selbstverständlich eine bestimmte Glaubenszugehörigkeit keine Anstellungsvoraussetzung im Kirchenbüro. „Meine Sekretärin ist Hindu. Wenn sie sich von uns gut behandelt fühlt und spürt, wie gut Gott ist, dass er für sie ein für alle Mal die Rettung vorbereitet hat, dass Wiedergeburt keine Option ist, dann wird sie Christin werden.“ Davon ist er überzeugt.

Freddy Dutz



Horizont Indigene Völker

Allgemein sind die indigenen Völker Südamerikas von ihrer traditionell religiösen Weltanschauung geprägt. Neben dem Glauben an einen Schöpfergott gehört dazu die Überzeugung, dass die Welt von Geistern und Mächten bestimmt ist, die entweder heilsamen, lebensspenden oder unheilvollen, zerstörerischen Einfluss auf ein Menschenleben haben können. Die Kraft der Geister können allein Schamanen (Zauberer) beeinflussen. Wirtschaftlich leiden sie heute stark unter den Folgen der Globalisierung: Abholzungen der Wälder nehmen ihnen den Lebensraum, die Ausbeutung von Bodenschätzen vertreibt sie aus ihren angestammten Gebieten, wodurch sie verarmen.

Anstöße zum Weiterdenken

Die Berichte aus Paraguay machen deutlich, wie sichtbar und für andere erfahrbar eine Veränderung durch den Glauben an Jesus aussehen kann. Nicht anders begründet der Apostel Paulus seine Ethik: Weil der Geist die Liebe Gottes in unsere Herzen ausgegossen hat, ist ein Leben als Christ möglich. Lesen Sie miteinander Röm. 12,9-21 und tauschen Sie sich aus, wo Sie Veränderung in Ihrem Leben beobachtet haben oder beobachten.

Mission zerstört Kultur, so lautet ein Vorwurf von Religionskritikern. Kultur wird durch Missionsarbeit tatsächlich verändert, aber es ist abzuwagen, wie weit diese Veränderung geht und ob sie dem Leben dient mehr als das Beharren in alten Mustern. Was ist Ihre Meinung dazu?

Die Globalisierung zerstört den Lebensraum der indigenen Völker. Worin sehen Sie die Verantwortung der Kirche? Wie kann sie Menschen beistehen, dass diese zu Hoffnungsträger ihrer Gesellschaft werden?

„Ich hatte vom Glauben an Christus gehört, aber ich verstand nicht“

Iginio Medina, Paraguay

Ich habe viele Jahre lang gelebt, ohne an Gott zu glauben. Ich war nie krank und habe mich auch sonst in keinerlei Weise schlecht gefühlt. Ich war ein junger, starker Mann, ich konnte arbeiten und mir fehlte nichts. Ich lebte, als gäbe es keinen Gott und hätte ich keinen Herrn. Ich brauchte niemanden, denn ich war selber voll Kraft. Ich war fleißig und ich verdiente Geld. Ich lebte wie es mir gefiel und trieb allerlei Unfug. Ich schaute anderer Männer Frauen nach, ich war ein Dieb, ein Lästerer, ein Trunkenbold und Schlägertyp.

Als ich ungefähr 40 Jahre alt war, wurde ich schwer krank. Ich dachte, ich müsste sterben. Da ich schon lange krank war, zeigte ich mich den Zauberpriestern. Vor ihnen hatte schon immer eine große Ehrfurcht gehabt, denn sie beten für die Kranken und behandeln und heilen sie. Jetzt setzte ich große Hoffnung in sie. Aber sie sagten, dass es für mich keine Medizin mehr gibt, dass ich unheilbar krank bin und sterben muss. 22 Tage lag ich in diesem Zustand in meinem Bett.

Da merkte ich, dass meine eigene Kraft zu Ende ging. Ich fragte mich, ob ich sterben werde oder was sonst mit mir geschehen würde. Die Zauberpriester machten mir kaum mehr Hoffnung, dass ich überleben werde. „Du wirst sterben“, sagten sie. Von dieser Zeit an fühlte ich, wie notwendig es für mich ist, an Gott zu glauben.

„Uns Indianern ist das Wort des Evangeliums fremd, so ganz anders und ungewohnt.“

Damals kamen Missionare aus Panambi zu mir, der Missionar Karl und seine Frau. Die Missionare fragten, ob sie hereinkommen dürften, denn sie hätten gehört, dass hier ein Kranke liege. Der Besitzer des Hauses erlaubte es. So kamen sie zu mir herein, setzten sich zu mir und fragten, wie es mir gehe. Ich sagte ihnen, dass ich mich schlecht fühle, weil mich die Zauberpriester erschreckt hatten, weil sie sagten, dass ich sterben werde und es keine Medizin mehr für mich gebe. Ich erzählte ihnen auch, dass die Zauberpriester Angst haben, weil

sie sich sagen, dass, falls ich gesund werden sollte, einer von ihnen oder einer ihrer Söhne an meiner Stelle sterben würde.

Die Missionare boten mir an, sie würden mich mitnehmen, aber nur wenn ich es wolle. Ich wollte, denn ich glaubte, ich sei am Sterben. Einen ganzen Monat lang haben mich die Missionare behandelt und versorgt. Und dann wurde ich gesund. Damals fand gerade ein Glaubenstreffen in Panambi statt.

Ich hatte schon früher Gottes Wort gehört, aber ich verstand es nicht. Das ist bis heute so unter uns Indianern, dass das Wort des Evangeliums fremd für uns ist, so ganz anders und ungewohnt. Von klein auf wussten wir von den Gebeten in der Zauberhütte und dass wir zu dem Herrn, der den Wald gegeben hat, beten müssen und nicht zu dem Herrn, von dem die Deutschen und die Paraguayer erzählen. Ich verstand das alles nicht. Aber dann, nachdem ich krank geworden war, gab ich mich Gott hin.

Obwohl viele Dinge auf mich zukommen seit ich glaube, kann ich durch Gottes Kraft meinen schlechten Lebensstil bleiben lassen. Jetzt kann ich mich beherrschen, wenn mich das Verlangen nach einer anderen Frau packt. Von dem Tag an, seit dem ich an Gott glaube, ist der Heilige Geist mit mir und in meinem Innern sagt er: „Lass das, tu das nicht mehr“! Und wenn ich stehlen will, sagt er: „Das kannst du nicht mehr tun. Mit diesen Dingen hast du jetzt aufgehört.“

Ich kann mich jetzt beherrschen, ich betrinke mich nicht mehr. Wenn ich Verlangen nach Alkohol habe, habe ich durch Gottes Hilfe Kraft zu widerstehen. Und noch etwas: Ich kann jetzt meinem Nächsten verzeihen. Wenn ich früher Streit mit einem Freund oder Bruder hatte, haben wir uns gegenseitig verklagt, sind zum Häuptling gegangen, machten dort einen Aufruhr und pochten auf Vergeltung. Heute ist das nicht mehr so.

Ich hatte einen Nachbar, der kam immer wieder zu mir nach Hause und beschimpfte mich als Scheinchristen, tat sich groß und wollte mich verärgern und zum Weggehen bewegen. Ich betete nur zu Gott und bat ihn, dass sein Wille geschehen möge. Und nicht lange darauf zog mein Nachbar weg. Selbst wenn man mich beschimpft, werde ich nicht mehr zornig. Ich muss immer an das Wort denken: „Vergelte nicht Böses mit Bösem.“ Ich gebe jetzt immer mein Bestes, dies zu praktizieren.

„Meine Kinder hatten nichts zu essen“

Lalo Duarte, Paraguay

Bevor ich zum Glauben an Jesus Christus kam, war ich ein Trinker. Wenn mich meine Frau ins Dorf schickte, um Lebensmittel einzukaufen, vertrank ich das Geld. Dann kam ich mit einem großen Rausch und einer Literflasche Schnaps nach Hause zu meinen hungrigen Kindern. So lebte ich viele Jahre. Wenn ich ein bisschen Geld hatte, dann vergeudete ich es für Schnaps, für Lebensmittel blieb nichts. In einem Jahr hatte ich beinahe eine Million Guarani verdient (ca. 350 Euro) und alles ging für Alkohol drauf.

Mit der Zeit merkte ich, dass sich in meinem Leben etwas ändern muss. Ich wollte einen sauberen, guten Lebensweg einschlagen. Aber darüber hatte mir noch nie jemand etwas erzählt, auch die Christen nicht, die Gottes Wort verkünden. Im Jahr 1975 hatte ich mich bereits den Christen angeschlossen, ich war damals noch jung. Dann nach beinahe 15 Jahren begann ich wieder mit dem Trinken. Ich machte meiner Frau das Leben schwer. Ich kaufte ihr kein einziges Kleidungsstück und auch meinen Kindern brachte ich absolut nichts mit. Halb nackt liefen sie herum und ich schaute zu.

Jetzt sind es zwei Jahre her, dass ich mein Leben mit Jesus erneuert habe. Ich freue mich, wenn ich auf meine Frau und meine Kinder blicke, wir sind jetzt auf dem guten Weg. Ich merke, dass mein Leben jetzt anders ist. Ich betrinke mich nicht mehr und ich habe es gut mit meinen Kindern und mit meiner Frau. Nun spüren wir, dass Gott uns auf den wahren Weg gebracht hat. Durch Jesus ist das geschehen, nicht durch mich selbst. Und das kam so: Ich war einer, der mit anderen schlecht auskam, ich wollte sogar Leute töten. Aber dann entdeckte ich in Gottes Wort wunderbare Dinge. Eines Tages fand ich eine herausgefallene Seite von einer Bibel, auf dem Wege liegen. Ich steckte sie in meine Tasche und las sie später. Da war ein Vers, der sagte: „Tu deinem Nächsten nichts Zerstörerisches an.“

„Eines Tages träumte ich ganz deutlich, dass Gott mir etwas sagte, aber ich wollte es nicht hören.“

Eines Tages träumte ich ganz deutlich, dass Gott mir etwas sagte, aber ich wollte es nicht tun, ich wollte nach meinem eigenen Willen leben und mich noch mehr betrinken. Meine Frau ging immer zum Gottesdienst und sie wollte mich auch mitnehmen. „Komm, mein Mann, lass uns Gottes Wort hören“, sagte sie. Aber ich wollte nicht mit ihr gehen. Manchmal begleitete ich sie an die 100 Meter, aber dann kehrte ich um, und ging zum Schnapsladen.

Eines Nachts als ich schlief, sah ich eine aufgeschlagene Bibel vor mir liegen. Ich erzählte es meiner Frau, da sagte sie: „Du hast Gott schon so oft betrogen. Er ruft dich jetzt, damit du für ihn lebst.“ So kam es, dass ich alle schlechten Dinge, nach denen ich Verlangen hatte, losließ und mein Leben ganz an Jesus gab, so dass er auf mich achten kann. Jetzt haben wir ein sehr glückliches Familienleben. Wir freuen uns aneinander, ich tue meiner Familie nichts mehr zuleide und Gott gibt uns Liebe füreinander.

„Ich wollte meinen Onkel töten“

Juan Pereira, Paraguay

Bevor ich gläubig wurde, geschah etwas sehr Gravierendes in meinem Leben. Mein Onkel wollte mir ein Unglück zufügen und hätte mich dabei beinahe getötet, aber ich kam mit dem Leben davon. Beinahe acht Jahre lang begegnete ich meinen Onkel danach nicht mehr. Dann eines Tages sah ich ihn von weitem, aber ich redete nicht mit ihm. Auch er gab mir keine Gelegenheit dazu – ich denke, dass er Angst vor mir hatte. Von dem Augenblick an hatte ich das Verlangen, ihn zu töten. Mit diesem Gedanken lebte ich zwei Monate.

„Ich spürte, dass Gott mit mir war und dass er mir vergeben hatte.“

Ich hatte auch schon jemanden, der mir bei der „Arbeit“ helfen würde. Es war schon alles vorbereitet, auch der Tag festgelegt, wann ich ihn umbringen wollte. Meinem Helfer musste ich Geld geben, damit er Schnaps kaufen konnte, um meinen Onkel betrunken zu machen. Ich musste dann nur noch hinzukommen und den Betrunkenen töten.

Während dieser Zeit ging ich zum Gottesdienst in Panambi. Dort hörte ich zum ersten Mal Gottes Wort. Ich erinnere mich noch an die Predigt über Römer 12, 17-19, wo von Rache die Rede ist. Dort heißt es, dass wir selber uns nicht an unserem Nächsten rächen sollen, und dass wir das Böse nicht mit Bösem zurückzahlen sollen. Es heißt auch, dass es besser ist, wenn wir dies

Gottes Hand überlassen. Das brachte mich zum Nachdenken und ich fragte mich, was aus meinem Leben wird, wenn ich nach diesen Worten lebe. Ich freute mich sehr darüber, dass Gott mir deutlich machte, was er von mir wollte. Das war am Tag vor dem Morgen, den ich für den geplanten Mord bestimmt hatte.

Während ich auf dem Feld arbeitete, dachte ich über mein Leben nach, was aus mir, meiner Mutter und meinen Geschwistern werden wird. Aber ich wollte meinem Onkel nicht vergeben. In meinem Herzen war etwas, das war so hart wie Stein. Meine Mutter sagte auch, dass es nicht gut sei, was ich vor habe und dass mein Onkel mein Verwandter ist. Das bedrückte mich noch mehr.

Dann kniete ich am Ende eines Baumstamms nieder und gab mich ganz Jesus hin. Hätte ich das nicht getan, wäre mir mein Herz vor lauter Zorn zerplatzt. Von dieser Stunde an, in der ich mein Leben in Jesu Hand legte und er mir vergab, hörten meine schlechten Gedanken auf. Ich bat ihn auch darum, dass er mir Frieden für mein Leben geben möge. Als ich wieder aufstand, spürte ich, dass Gott mit mir war und ich spürte auch, dass er mir vergeben hatte. Vorher war es in meinem Herzen ganz heiß, aber jetzt spürte ich eine angenehme Frische. Ich wusste, dass an jenem Nachmittag ein Gottesdienst in der Kirche stattfinden wird. Ich ging hin und erzählte, was ich mit Jesus gemacht habe. Ich redete nicht vor allen, ich erzählte es nur den Gemeindeältesten. Von da an merkte ich, dass Gott mir wirklich Kraft gegeben hat, meinem Onkel, der sich mit mir überworfen hatte, zu vergeben. Und seither habe ich wieder eine gute Beziehung zu ihm.



Horizont Transformationen

Wo das Evangelium Menschen existenziell trifft, verändert es einzelne Menschen und ihre Familien und schafft neue Gemeinschaft. Werte wie Menschenwürde, soziale Gerechtigkeit, Respekt vor dem Leben Anderer und Schöpfungsverantwortung gewinnen Gewicht in der Gestaltung gesellschaftlicher Verhältnisse. Wie Spiritualität und Transformationsprozesse Hand in Hand gehen, schildern die folgenden Beispiele.

Anstöße zum Weiterdenken

In Gal. 3,28 beschreibt Paulus, wie in Christus trennende gesellschaftliche Unterschiede zwischen Juden und Griechen, Sklaven und Freien, Männern und Frauen transformiert werden. Welche Erfahrungen solcher Veränderungen können Sie teilen?

In Röm. 12,1+2 ermutigt Paulus die Gemeinde zum „Gottesdienst im Alltag der Welt“. In welcher Weise lassen wir uns durch die Beispiele aus Argentinien, Japan, Indien, Nigeria und Hongkong im Kontext Deutschlands ermutigen?

„Er führte uns ins gelobte Land!“

Salustiano López aus Argentinien

Salustiano López, ist für seine Leute, die Toba/Qom im argentinischen Chaco, unvergesslich. Er wurde in den 1930er Jahren geboren, in einer Zeit, als die Zukunft des Volkes gefährdet war. Eine kleine verwahrloste Minderheit überlebte in der weiten Ebene des Chaco und in Armenvierteln am Rand einiger Städte. Die Folgen der Conquista hatten sie auf 10.000 schrumpfen lassen. Die Einwanderer nahmen ihr Land, machten die Tobas zu Sklaven, brachten fremde Krankheiten mit, setzten ihr Militär gegen sie ein. Wofür sollte es sich da noch lohnen, Kinder zu bekommen?

Niemand sagte ihnen, wie man Gottesdienst feiern sollte, also taten sie es, wie es aus ihren Herzen kam.

Aber in den 80 Jahren von Salustiano López' Leben erstarke das Volk sichtbar. Er wurde selbst wichtiger Teil einer evangelischen Bewegung, die ihresgleichen in ganz Südamerika suchen muss, weil sie völlig eigenständige Kirchen hervorbrachte, die nicht von ausländischen Missionären gegründet wurden.

Während Salustiano in einer fernen Siedlung auf dem Land aufwuchs, hatten viele seines Volkes von einem gehört, der in der Provinzhauptstadt für die Weißen predigte und betete. Kranke wurden gesund. Viele

Tobas aus der ganzen Provinz machten sich auf den Weg, um diesen Mann zu hören. Er redete eine fremde Sprache und musste übersetzt werden ins Spanische. Das war auch nicht ihre Sprache und sie verstanden wenig von dem, was er sagte. Aber der Gott, von dem er sprach, der heilte auch ihre Kranken. Nachdem sie einige Wochen erlebt hatten, dass vielleicht doch nicht alles für ihr Volk verloren war, sondern sich ein Gott ihrer annahm, zogen sie wieder tagelang zu Fuß zurück in ihre Kolonien. Dort begannen sie von dem zu erzählen, was sie erlebt hatten. Sie beteten für die Kranken – und sie wurden gesund. Sie trafen sich unter den großen Bäumen. Niemand sagte ihnen, wie man Gottesdienst feiern sollte, also taten sie es, wie es aus ihren Herzen kam und wie es ihrem Lebens- und Weltverständnis entsprach. Stundenlang sangen und tanzten sie vor Freude über den Gott, der zu ihnen sprach. Die kleinen Gruppen wurden zu eigenen Kirchen, in denen sich ein Freiraum der Selbstachtung und der Verantwortung auftat.

Diese Bewegung breitete sich über den ganzen Chaco aus. Und im Zuge dieser Bewegung wurde auch Salustiano berührt von dem Gott, der sein Volk der Toba/Qom gewollt hatte.

Sein älterer Bruder Aurelio wuchs in der Toba-Kirche zu einem der Leiter heran. Noch heute erinnern sich die Gläubigen an ihn als ihren „Mose“, weil er sie zur Freiheit in Jesus ermutigte. Sie sagen: „Er führte uns ins gelobte Land!“. Das gelobte Land, das war der Raum, den sie frei gestalten konnten! Wo ihnen nicht, wie in der Schule, auf dem Amt, auf dem Feld die Weißen sagten, was sie zu tun hätten. Nein, den Raum ihrer Kirchen, den verantworteten sie selber. Dort sprachen sie in ihrer Sprache und dort wuchs das Selbstvertrauen. Es gab kein Anliegen, das sie Gott nicht ausbreiteten, der für sie sorgte: Krankheit, Arbeit, Traurigkeit, ihr Grund und Boden, Ungerechtigkeit.

Einige ausländische Männer und Frauen halfen mit, dass diese jungen Kirchen ein Neues Testament in ihrer Sprache bekommen konnten. Aber sie mischten sich nicht in die Leitung der Kirchen ein. Während Aurelio ihr „Mose“ war, wurde Salustiano einer ihrer Missionare.

Salustiano gehörte zu denen, die genau verstehen wollten, was die Bibel für sein Volk zu sagen hatte. Neugierig und wissbegierig hatte er Lesen gelernt und



Salustiano López mit seiner Frau Florencia. Er half entscheidend mit, eine eigenständige Kirche der Toba zu gründen. (Ute Paul)

„Wenn jemand etwas Böses getan hat,
sage ich überhaupt nichts zu ihm,
sondern umarme ihn so, als ob ich ihn
noch lieber hätte als die anderen.“

las in Spanisch und in Toba. Ganz im Lebensverständnis seines Volkes zu Hause, verstand und lehrte er so, dass es die gläubigen Tobas nicht von ihren Wurzeln entfremdete, sondern sie spüren konnten: Es ist kein fremder Gott, sondern einer, der unser Leben wollte und will.

Salustiano liebte seine Leute. Er sehnte sich danach, dass sie heil würden. „Wenn jemand etwas Böses getan hat, sage ich überhaupt nichts zu ihm, sondern umarme ihn so, als ob ich ihn noch lieber hätte als die anderen, damit er sich seines Fehlers von selbst bewusst werden kann. Eines Tages wird er sich an meine Urmarmung erinnern. Ist es nicht das, was Paulus meint, wenn er von den hässlichen Teilen des Leibes spricht, auf die man am meisten Acht haben muss?“

Aber Salustiano wollte auch über alles andere genau Bescheid wissen, was das Leben seines Volkes traf. So erkundigte er sich nach den Rechtsgrundlagen im argentinischen Staat, die die indigenen Völker betreffen. Es konnte doch nicht sein, dass sich nichts dagegen unternommen ließ, dass ihnen immer mehr Land genommen und ihre Kinder in der Schule gedemütigt wurden. Auch die Bibel, fand Salustiano, hatte dazu viel zu sagen.

In den letzten dreißig Jahren seines Lebens erlebte er, wie auch andere Verantwortliche aus den unabhängigen Kirchen mit Zähigkeit und Mut diese Anliegen

aufnahmen und sich für die Rechte einzusetzen. Verschiedene Unterstützergruppen arbeiteten mit. Heute kann die Provinzregierung nicht mehr ungehindert staatliches Land gegen das Gesetz an Externe verkaufen.

Salustiano ist sehr bekannt unter den Leuten seines Volkes. Sie achten ihn als einen, in dessen Leben die Weisheit ihrer Kultur durch das Evangelium noch mehr Glanz bekommen hat:

Ob er vielleicht deshalb den Toba-Christen so ins Herz von Gott sprechen konnte, weil er auch nicht auf alle Fragen eine Antwort hatte? Warum seine Frau Florencia zehn Jahre lang keine Kinder bekommen hatte, zum Beispiel. Das gilt unter Tobas eigentlich als Zeichen für Schwäche, für Angreifbarkeit und für Gott-Verlassenheit und gehört nicht zu einem vollmächtigen Leiter. Aber Salustiano ließ sich nicht beirren, hielt treu zu seiner Frau und glaubte an Gottes Barmherzigkeit, die den alten Tun-Ergehen-Zusammenhang überwindet.

Seine Frau Florencia hat ihn überlebt. Ihr jüngster Sohn ist in die Fußstapfen des Vaters getreten, setzt sich in der Kirche ein und lebt das Evangelium, das seinem Volk zum Leben verholfen hat.

„Ich wünsche mir, dass Menschen als Menschen geachtet werden“

Kazuhiro Tanimoto aus Japan

Die Buraku leben in den Wohngebieten der Metzger, Gerber oder Bestatter – und die meisten Japaner verachten die Angehörigen der traditionell als unrein geltenden Berufe bis heute. Auch Kazuhiro Tanimoto litt unter den Diskriminierungen, aber er fand die Kraft, für die Würde und Befreiung der Buraku zu kämpfen.

Dass sich Kazuhiro Tanimoto für sein Anliegen mit unbremster Energie einsetzt, vermittelt er auf Anhieb. Ins Klischee vom schüchternen, höflich-zurückhaltenden Japaner passt der quirlige Mann überhaupt nicht. Stets

hat er einen Scherz auf Lager, doch mit seinem Einsatz für die Buraku – so nennt man in Japan die ärmlichen, verachteten Wohnviertel – und ihre Bewohner ist es ihm ernst.

Gewiss liegt das auch an seinem eigenen Lebensweg. Kazuhiro Tanimoto kam 1944 im Süden der Hauptinsel Honshu zur Welt. Der Beruf eines Viehhändlers, den der Vater von seinen Vorfahren übernommen hatte, zwang die Familie zum Leben im Ghetto. Denn die Arbeit mit Tieren, Tierprodukten oder Toten gilt traditionell als

Pastor Kazuhiro Tanimoto kämpft gegen die Ausgrenzung der Buraku. Sein Vater, ein Buddhist, hatte ihm eine Bibel geschenkt. (EMS)



unrein, und bis heute wollen die meisten Japaner nichts mit solchen Leuten zu tun haben.

Als kleines Kind wusste Kazuhiro noch nicht, was es bedeutet, aus einem Buraku zu kommen. Doch schon in der Grundschule erfuhr er es am eigenen Leib: durch die Hänselieben der Mitschüler, aber auch von offizieller Seite. Denn wenn sich die armen Familien kein Geld für ein Schulbuch leisten konnten, durften die Kinder nicht mehr am Unterricht teilnehmen. Sein Vater erzählte ihm dann von der Suiheisha, der Buraku-Befreiungsbewegung, an deren Gründungstreffen er 1922 selbst teilgenommen hatte. Der Vater war es auch, der eines Tages eine Bibel kaufte und seinem Sohn Kazuhiro daraus vorlas. Obwohl selbst Buddhist, schickte er den Jungen in die Kirche, damit er Jesus Christus, den Befreier, kennen lernen konnte. Rückblickend sagt Kazuhiro Tanimoto heute: „Was Befreiung heißt, habe ich in der Kirche gelernt, ihre konkrete Umsetzung habe ich in der Suiheisha erfahren.“ Zum Beispiel wenn er seinen Vater zu öffentlichen Anhörungen begleitete, bei denen Buraku-Bewohner diejenigen zur Rede stellten, die sie diskriminierten – zum Beispiel Mitarbeiter der Kommunalverwaltung.

Die Missachtung, die auch ihm nahe stehenden Menschen widerfuhr, war in Tanimotos Leben ständig gegenwärtig. Deshalb engagierte er sich selbst während der schwierigen Ausbildungszeit in der Befreiungsbe-

meisten von denen, die er dort unterrichtete, sind heute selbst für die Buraku-Befreiungsbewegung aktiv.

Später, als er seine erste Pfarrstelle in der Vereinigten Kirche Christi in Japan antrat, nahmen einige Kirchengemeinderäte Anstoß am Engagement des neuen Pfarrers. Von ihrer Forderung, sein Amt gleich wieder abzugeben, liess sich Tanimoto jedoch nicht einschütern – zur Freude der Kirchenbesucher und -besucherinnen, die inzwischen aus den diskriminierten Gebieten in die Gemeinde kamen. Auch andere Minderheiten am Rand der Gesellschaft, zum Beispiel Einwanderer aus China und Korea, fühlten sich dort aufgenommen. Bei der Mehrheitsbevölkerung hingegen gab es zunächst viele Kirchenaustritte. Da das Pfarrergehalt in Japan nur über die Kollekte in der Gemeinde finanziert wird, kamen wirtschaftlich schwierige Jahre auf Tanimoto zu, der inzwischen Familienvater war. Von halb sechs in der Frühe verdiente er als Lkw-Fahrer ein Zubrot, bevor er sich nachmittags der Gemeinde und abends der Befreiungsbewegung widmete.

Dem Auftrag seiner Eltern, sich innerhalb der Kirche für die Buraku-Befreiung einzusetzen, ist Tanimoto, inzwischen Vorsitzender der japanweiten Arbeit, mehr als gerecht geworden. Ein wichtiger Schritt war der Aufbau des Buraku-Befreiungszentrums der Vereinigten Kirche Christi in Osaka. Im Laufe der Zeit unterstützten immer mehr Mitchristen und -christinnen sein Engagement.

Ermutigung erfuhr Tanimoto auch in den USA, wo er auf Einladung der dortigen Kirche an die Universität Atlanta für ein Jahr das Theologiestudium wieder aufnahm. Noch heute ist ihm der Austausch mit Bewegungen in anderen Ländern wichtig. Eine lange Tradition hat etwa der Kontakt zur Befreiungsbewegung der Dalit, die in Indien durch das Kastensystem zu „Unberührbaren“ gemacht werden.

Kazuhiro Tanimotos Zukunftstraum ist einfach: „Ich wünsche mir, dass Menschen als Menschen geachtet werden, und dass die Kirche die Überwindung von Diskriminierung und Verachtung als ihre zentrale Aufgabe erkennt.“

Annegret Kapp

„Was Befreiung heißt, habe ich in der Kirche gelernt.“

wegung. Als er nach dem Abitur genug Geld für eine Bewerbung um einen Theologie-Studienplatz angespart hatte, war er der einzige Bewerber mit Buraku-Hintergrund. Auch während des Studiums in den Grossstädten Osaka und Kyoto machte Tanimoto kein Geheimnis um seine Herkunft, wie es viele aus Buraku stammende Menschen tun. Damit Negativ-Bilder von den „unreinen“ Buraku nicht weiter festgeschrieben werden, hält er es für wichtig, dass die Betroffenen stolz zu ihrer Identität stehen. Darum leistete er abends nach den Vorlesungen noch in einem Slum von Osaka Hausaufgabenhilfe und brachte Analphabeten lesen und schreiben bei. Die

„Ich war von Hass erfüllt“

Daniel aus Hongkong

An die Gesellschaft von Mör dern bin ich nicht gewöhnt. Doch eines Sonntag Nachmittags in Hongkong, war ich von über zwanzig verurteilten Mör dern umgeben. Sie lächelten, sie begrüssten uns herzlich (ich war nicht allein), und wir verbrachten fast zwei Stunden miteinander, bevor wir wieder hinausbegleitet wurden. Meine neuen Freunde musste ich zurücklassen. Hier ist die Geschichte von einem von ihnen – von Daniel.

„Ich sah kein Licht mehr. Ich war von Hass erfüllt – ich hasste sogar mich selbst. Ich fühlte mich verraten“, sagte Daniel. Er beschrieb, wie es ihm zu Beginn der Haftstrafe erging, die er für den Mord an einem Polizisten bekommen hatte. Sein bester Freund wurde wieder auf freien Fuß gesetzt, nachdem er als Belastungszeuge aufgetreten war, und nahm ihm auch noch die Freundin weg. Aber eine Stunde später beendete Daniel das Interview mit den Worten: „Das, was wir meiner Meinung nach wirklich am meisten in dieser Welt brauchen, ist Versöhnung mit Gott und Versöhnung mit unseren Mitmenschen.“

Daniel erinnerte sich an das Gefühl, als er das erste Mal durch die Gefängnistore schritt: „Mein ganzes Leben lang würde ich im Gefängnis sein... Ich fühlte mich wie eine Maus, die man für einen langsamem Tod aufgehängt hatte.“ Doch während seiner Zeit im Gefängnis verwandelte er sich in den bescheidensten, sanftesten und spirituellsten Mann, den ich je getroffen habe. Der Prozess war langsam und schmerzlich. Daniel musste fortwährend gegen die „leise Stimme im Ohr kämpfen, die mir sagte: ‚Wie würdest du dich fühlen, wenn du heute Nacht sterben würdest?‘ Alles, was ich fühlte, war Angst und Reue.“

Über die Gefängnisseelsorge konnten sich Insassen für ein Programm anmelden, um Briefe mit Menschen aus aller Welt auszutauschen. Durch diese Briefe begegnete er Liza. Die 28-jährige Frau hatte einen tiefen Einfluss auf sein Leben. Liza, eine Christin, war an den Rollstuhl gefesselt, nachdem ein Schlaganfall ihre Karriere beendet hatte. „Obwohl ich im Gefängnis war, konnte ich mich in meinen Räumen frei bewegen. Ihre Situation war schlimmer als meine“, sagte er. „Doch an ihren Worten konnte man spüren, dass sie ein sehr lebensfroher Mensch war. Ihr Schicksal brachte mich dazu, darüber nachzudenken, warum sie so lebensfroh und friedlich sein konnte. Verglichen mit meinem Leben war ihres schöner.“

Vielleicht, sagte er sich, war an dem christlichen Glauben etwas dran. Und so engagierte er sich zunehmend in der Gefängnisseelsorge und las an den Gottesdiensten. Eines Tages las er die Geschichte der Ehebrecherin (Johannes Kap. 8). Diese Bibelstelle war für ihn von besonderer

Bedeutung, weil er wusste, dass er ebenfalls nicht „ohne Sünde“ war. Er merkte, dass er nicht länger den Umständen die Schuld an seiner Kriminalität und Gewalttätigkeit geben konnte. Er allein war für seine Handlungen verantwortlich. Diese Erkenntnis ermöglichte es ihm, inneren Frieden und Freude zu finden, indem er akzeptierte, dass „ich, egal was ich tue, niemals Vergebung voraussetzen kann. Es gibt nur den Weg der Gnade.“

„Was wir meiner Meinung nach wirklich am meisten in dieser Welt brauchen, ist Versöhnung mit Gott und Versöhnung mit unseren Mitmenschen.“

19 Jahre, nachdem er ins Gefängnis gekommen war, wurde Daniels Haftstrafe auf 25 Jahre heruntergesetzt. 2004 wurde er entlassen. Die Versuchung, wieder in die Kriminalität abzurutschen, war und ist vorhanden. „Doch Gott sei Dank sind da die Mitarbeiter; wir beten zusammen, und es gibt Begleitung und ein Hilfsnetzwerk für mich.“ Er ist glücklich: „Gott war gut zu mir. Ich habe alles. Ich bin verheiratet. Ich habe Arbeit. Was braucht es noch?“

Zwei Tage, nachdem ich Daniel getroffen hatte, wurde er mit dem Preis für Langzeitfreiwillige ausgezeichnet, weil er anderen ehemaligen Insassen dabei geholfen hat, ihr Leben wieder aufzunehmen. Es war eine Ehre, dabei sein zu dürfen, seine Begeisterung zu sehen, Mary-Jean, seine Frau, kennenzulernen und daran erinnert zu werden, welche Kraft der christlichen Botschaft innewohnt, Leben zu verwandeln und die Gesellschaft zu verändern. Daniels Worte sind eine eindringliche Mahnung an diese Botschaft: „Das, was wir meiner Meinung nach wirklich am meisten in dieser Welt brauchen, ist Versöhnung mit Gott und Versöhnung mit unseren Mitmenschen.“

*John Baxter Brown
Übersetzung: Cornelia Kabus*

Anmerkung: Daniel ist ein freiwilliger Mitarbeiter der Hong Kong Christian Kun Sun Association, die in Gefängnissen mit den Häftlingen arbeitet und sie bei der Wiedereingliederung in die Gesellschaft unterstützt.

„Es ist unglaublich, wie Jesus Leben verändert.“

Moses Parmar aus Indien

„Es ist unglaublich: Nach dem Kastensystem bei uns in Indien sollte ich im besten Fall Schuhputzer sein, die niedrigsten Arbeiten verrichten und als Unberührbarer gemieden werden. Heute stehe ich vor 50 europäischen Missionsleitern, ich werde respektiert, man hört mir

„Der Hunger, den die Menschen auf der Straße für Jesus zeigen, motiviert mich, noch mehr Menschen zu helfen und sie mit der Guten Nachricht zu erreichen.“

zu und erwartet von mir richtungsweisende Worte für die Missionsarbeit in Europa. Es ist unglaublich, wie Jesus Leben verändert.“ So begann Moses Parmar seine Lehreinheiten bei einer europäischen Leiterkonferenz.

Aufgewachsen ist der heute 46-jährige als jüngstes Kind einer sechsköpfigen Familie im Staat Gujarat im Westen Indiens. Die Familie stammt aus einem Dalit-Hintergrund, ist aber schon seit drei Generationen christlich. In seiner Familie waren jedoch alle nur Namenschristen. Bis Moses Parmar mit 17 Jahren an einem evangelistischen Studententreffen teilnahm und ganze Sache mit Jesus machte. Zu der Zeit, im November 1978, arbeitete ein Missionsteam im Dorf der Familie Parmar. Die Teammitglieder halfen dem frisch bekehrten jungen Mann, mehr über Jesus, die Bibel und Mission zu verstehen. „Ich war beeindruckt von ihrem Mut, das Evangelium zu verkündigen“, erinnert sich Moses Parmar. „Ich wollte sofort mein Studium abbrechen. Doch mein Vater war anderer Meinung, was eine gute Entscheidung war.“ Nach dem Mikrobiologie-Studium wurde Moses Parmar als Missionar in den indischen Staat Bihar in den Norden gesandt. Obwohl im eigenen

Land, bekam er dort einen Kulturschock. Seine Perspektive über Mission, über die Not der Menschen und wie man dieser begegnet, veränderte sich völlig. Später wurde er Regionalverantwortlicher für Nordindien und Vorsitzender der Good Shepherd Community Churches.

Er ist begeistert von den unzähligen Möglichkeiten und guten Kontakten: „Durch die guten Beziehungen zu den Dalit-Leitern führen wir ein Programm durch, das mit Bildung, Gesundheitsdiensten, Kleingewerben und sozialer Gerechtigkeit die Menschen befähigen und selbstständiger machen soll. Im Jahr 2003 fragten uns die Dalit-Leiter, ob wir ein ähnliches Programm für Frauen anfangen, den Unterdrückten der Unterdrückten. Das Programm hat das Ziel, sie selbstständiger zu machen und in Gesundheit und Hygiene, in Frauenrechten und beruflich auszubilden.“ Das ungeheure Ausmaß der Aufgabe überwältigt Moses Parmar manchmal. Dazu kommen die begrenzte Anzahl an Mitarbeitern und Ressourcen und die feindselige Situation und starke Opposition in manchen Teilen von Indien. Auch mit dem anhaltenden Leid der Menschen in Indien fertig zu werden, findet Moses Parmar nicht leicht: „In all dem Leid ist es erstaunlich, dass Menschen immer noch die Hoffnung haben, dass sie eines Tages befreit werden“, erzählt er. „Den Hunger, den die Menschen auf der Straße für Jesus zeigen, motiviert mich, noch mehr Menschen zu helfen und sie mit der Guten Nachricht zu erreichen.“

Viele Dalits, denen Moses Parmar heute begegnet, können es nicht glauben, dass er selbst einen Dalit-Hintergrund hat. Denn er spricht Englisch und ist einer der Leiter einer großen internationalen Organisation. Doch auch er hatte wie viele Dalits Unterdrückung und Ungerechtigkeit erlebt. „Viele Familien erlaubten es mir nicht, ihr Haus zu betreten, und ihre Kinder spielten oder aßen nicht mit mir“, erinnert der Inder sich an seine Kindheit zurück. „Ich fühlte mich deswegen schlecht. Wäre die Bibel und die Gemeinde nicht gewesen, dann wäre ich mit einem sehr geringen Selbstwertgefühl aufgewachsen.“ Er sagt heute anderen Dalits, dass Jesus auch in ihrem Leben Wunder tun und ihre Welt verändern kann. Das gibt diesen Dalits Hoffnung. Hoffnung, dass auch sie nicht mehr Generation für Generation in der Sklaverei leben müssen.

Tobias Kübler



Grundsätzliches

Wie soll verantwortungsvolles christliche Mission heute aussehen? Vertreter von zwei Milliarden Christinnen und Christen haben dies in einem gemeinsamen Verhaltenskodex festgelegt.

John Baxter Brown, der an den Beratungen beteiligt war, stellt die Entstehungsgeschichte des Dokuments vor, das zurückhaltend „Empfehlungen für einen Verhaltenskodex“ überschrieben ist – was bedeutet, dass sich die Kirchen diese Vorschläge zu eigen machen sollen.

Weil das Papier eine gute Grundlage für ein Gespräch in Gruppen und Gemeinden ist, dokumentieren wir den vollständigen Text.

Erstaunliche Erkenntnisse über die Wege, die bei uns Menschen zum Glauben kommen lässt, stellt Johannes Zimmermann anhand einer Studie der Universität Greifswald vor.

Anstöße zum Weiterdenken

In den „Prinzipien“ werden Christinnen und Christen zur Nachfolge aufgerufen – es ist aber auch viel von Respekt gegenüber anderen Religionen die Rede. Das erfordert Kenntnisse über die Grundlagen der fremden Glaubensrichtungen. Fühlen Sie sich persönlich ausreichend informiert über den Glauben anderer Religionen?

In dem Dokument wird zum verantwortungsvollen Umgang mit Heilungsdiensten aufgerufen. Worin sehen Sie besondere Probleme, wenn Evangelisation mit Heilungshandlungen verbunden wird?

Christinnen und Christen sollen für Gerechtigkeit, Frieden und Gemeinwohl eintreten und dabei die interreligiöse Zusammenarbeit suchen. Wo liegen für Sie die größten Stolpersteine für diese gemeinsame Streben der Religionen?

In den Empfehlungen werden die Kirchen dazu aufgerufen, sich mit dem Dokument zu befassen und gegebenenfalls eigene Verhaltensrichtlinien zu entwerfen. Können Sie sich vorstellen, dass der Text für den Kirchenvorstand Ihrer Gemeinde nützlich sein kann, um sein Verhältnis zu Menschen anderen Glaubens in Ihrer Gemeinde zu diskutieren? Wenn nein, wo sehen Sie die hauptsächlichen Hinderungsgründe?

Ein Verhaltenskodex für Bekehrung

Die Methode muss die Botschaft widerspiegeln

Seit den Anfängen der Kirche ist Bekehrung zum Christentum immer ein kontroverses Thema gewesen. Zu oft wurden in ihrer zweitausend Jahre alten Geschichte Gewalt oder Lockmittel angewandt, um Bekehrungen „sicherzustellen“.

Wenn eine derart anti-christliche Methodik zum Einsatz kam, gab es meist eine enge Beziehung zwischen den damaligen geistlichen Autoritäten, der Politik des Reiches und der Expansionspolitik. Dies rechtfertigt nicht ein solches Vorgehen, stellt es aber in den richtigen Zusammenhang. Man kann sagen, dass während den eigentlichen Zeiten christlichen Wachstums relativer Friede

Es gibt – traurige – Beispiele von christlichen Missionaren, die Methoden wählten, welche zu der Botschaft, die sie verbreiten wollten, eigentlich im Widerspruch standen.

de herrschte, als Bekehrungen nicht erzwungen wurden, sondern sich aus dem Engagement der Christen mit der Gesellschaft im weiteren Sinne ergaben – gewöhnlich dann, wenn Christen eine Minderheit innerhalb dieser Gesellschaften darstellten.

Zwei Dinge folgen daraus. Erstens vertragen sich christlicher Glaube und Macht nicht gut: Auf welche Art Glaube und Macht auch zusammenwirken – normalerweise wird dabei der Glaube geschwächt, und oft geht die Glaubwürdigkeit verloren. Zweitens „funktioniert“ der christliche Glaube gut in Situationen, wo die Anhänger in irgendeiner Weise marginalisiert werden – was letzten Endes der Kontext ist, in dem Jesus lebte und die frühe Kirche wuchs.

Bekehrung bleibt bis heute umstritten. Die weltweiten Bevölkerungsbewegungen im Kontext moderner Migra-

tion haben bedeutsame Veränderungen im religiösen Aufbau vieler – vielleicht der meisten – Gesellschaften ausgelöst. Wir leben in einem multi-religiösen Umfeld, und die sogenannten „christlichen Länder“ Europas und Nordamerikas beherbergen die ganze Bandbreite der Religionen der Welt, während die Kirche in den Ländern des Südens gewachsen ist. Bekehrung – zum und vom christlichen Glauben – ist heutzutage ein brennenderes Thema als in den Generationen davor.

Inmitten dieser Veränderung der christlichen Landschaft ist 2011 ein neues Dokument, „Christliches Zeugnis in einer multi-religiösen Welt: Empfehlungen für einen Verhaltenskodex“, aus der Taufe gehoben worden. Es ist aus dem interreligiösen Dialog heraus entstanden, hat aber einen weit grösseren Wirkungsbereich, sowohl in Bezug auf den Inhalt als auch auf den Entstehungsprozess. Dieser Artikel wird auf beide Aspekte eingehen und Schlussfolgerungen für die gängigen Praktiken in Mission, Dialog und Evangelisation ziehen.

Ein Dialog über Konfessionsgrenzen

Das fachspezifische Gespräch, dass zu den „Empfehlungen“ führte, begann 2006 zwischen dem Päpstlichen Rat für den Interreligiösen Dialog (PCID) und dem Weltkirchenrat (ÖRK). Der ÖRK lud die Weltweite Evangelische Allianz (WEA) dazu ein, an diesem Prozess teilzunehmen. Eine erste Konsultation wurde in Lariano, Italien, abgehalten, um die elementaren Fragen zu diskutieren. Die Versammlung war ganz bewusst interreligiös, um christlichen Führungspersönlichkeiten die Möglichkeit zu geben, die Blickwinkel der Mitglieder anderer Religionen kennenzulernen.

Der Dialog warf einige spannende Fragen auf, sowohl in theologischer als auch praktischer Hinsicht, wie zum Beispiel: Geht es bei der Leistung von Katastrophenhilfe um Bekehrung oder um Rettung menschlichen Lebens? Denn wenn es um das Letztere geht, warum bestehen Christen so oft darauf, nur über christliche Organisationen und Instanzen zu wirken – warum geben sie ihre Hilfe nicht einfach irgendeiner lokalen Institution, die in der Lage ist, die Unterstützung weiterzugeben – sei die Institution nun muslimisch, hinduistisch, atheistisch oder säkular? Dass sie die Hilfe mit der Kirche koppeln – so die Argumentation – lässt darauf schliessen, dass



Christen eigentlich eher daran interessiert sind, ein theologisches Statement zu setzen als ihren Nächsten in lebensbedrohlichen Situationen zu helfen. Sicherlich gibt es durchaus plausible Gegenargumente, doch es ist wichtiger, solche Sichtweisen anzuhören und zu verstehen, als eine intellektuelle Debatte zu gewinnen.

Die eigentliche Frage konzentriert sich auf die Ethik von Bekehrung und die Methoden, die auf der Suche nach Bekehrten angewandt werden: Stimmen diese Methoden mit dem Glauben überein, der Bekehrte gewinnen möchte? Es gibt – traurige – Beispiele von christlichen Missionaren, die Methoden wählten, welche zu der Botschaft, die sie verbreiten wollten, eigentlich im Widerspruch standen.

Missverständnisse klären

Diese Herausforderungen veranlassten die drei Organisationen (ÖRK, PCID und WEA) dazu, eine interchristliche Konsultation abzuhalten, um die Probleme vertiefter zu betrachten. Deshalb wurde 2007 ein zweites Treffen in Toulouse, Frankreich, abgehalten. Bei diesem Treffen konzentrierten sich die Teilnehmer auf einige Themen, die manchmal zu Missverständnissen oder Konflikten führen können, wie z.B. die Beziehung zwischen Diakonie (Dienst) und Bekehrung, oder der Einsatz (und der mögliche Missbrauch) internationaler Fonds sowie politischer und gesetzlicher Macht. In Arbeitsgruppen wurden diese und andere Fragen erforscht und ein langer Bericht verfasst. Dieser diente als Basis für eine Studiengruppe, die ihre Arbeit im Jahr 2009 aufnahm.

Faszinierend, frustrierend und erfreulich

Der Arbeitsprozess mit Kollegen aus dem Vatikan, dem ÖRK und dem WEA war anregend, faszinierend, frustrierend, unterhaltsam, erfreulich und bildend. Das liegt nicht nur daran, dass die drei Gruppen so unterschiedlich sind, sondern weil jede Person auch einen anderen Blickwinkel und neue Erfahrungen in die Gesprächsrunde mit ein bringt. Eine katholische Sichtweise zu Bekehrung im Mittleren Osten ist ganz anders als eine orthodoxe, und beide unterscheiden sich wiederum von der Einstellung eines Pfingstlers. Es gibt Unterschiede zwischen Afrikanern, Asiaten und Europäern. Wir kennen alle die gleichen Begriffe, aber jede Tradition bringt eine andere Nuance ein. So ist für manche Evangelisation die „Königin aller christlichen Ämter“ (so würde ich es darstellen), aber für andere, die mit selbsternannten „Evangelisten“ negative Erfahrungen gemacht hatten,

ist dieser Begriff aggressiv, und sie bevorzugen das Wort „Zeugnis“.

Jede Person der Studiengruppe hat eine spannende Geschichte, wie sie zu einem gelebten Glauben an Jesus fand. Manche traten von einer anderen Religion über, andere folgten dem Glauben ihrer Familie; für einige war die Bekehrung zu Jesus ein sanfter Prozess und für andere eher dramatisch. Diesen Geschichten zuzuhören half dabei, die Gruppe zusammenzubringen, und erin-

Eine Kirche, die es versäumt, die Menschen zur Nachfolge Christi aufzurufen, kann man kaum noch „Kirche“ nennen.

nert uns daran, dass es mehr gibt, das uns verbindet als trennt, und dass Gott genauso gerne mit evangelikalen Kirchen arbeitet wie mit orthodoxen und katholischen Kirchen. Dieser Prozess – das Teilen unserer Glaubensreisen, die Diskussion brennender Fragen zum Thema Bekehrung, die Arbeit mit Kollegen unterschiedlicher theologischer Traditionen und weltweiter christlicher Gemeinschaften, das gemeinsame Essen und Trinken – war entscheidend für die Entwicklung des Dokuments.

Die Stärke der zwischenmenschlichen Beziehungen erlaubte uns, unterschiedlicher Meinung zu sein, Sätze und Paragraphen neu zu formulieren, zu diskutieren und Lösungen für scheinbar verfahrene Probleme zu finden. Dies machte die Begegnungen erfrischend und liess gegenseitige Unterstützung und Gebete genauso zu wie die redaktionelle Arbeit an sich. War es eine einfache gemeinsame Reise? Nein. Es gab Schwierigkeiten und Probleme, aber die Gruppe konnte – bislang – einen Weg finden, diese Hindernisse zu überwinden. Das – zumindest für mich – Wichtigste, das ich daraus gelernt habe, ist: Der Prozess ist genauso wertvoll wie das Endprodukt.

Das Dokument, das am 28. Juni in Genf vorgestellt wurde, ist in erster Linie dazu bestimmt, die Diskussion und Debatte auf nationalen und regionalen Ebenen weltweit anzuregen. Solche Debatten finden bereits statt, vor allem in Kontexten, wo „Anti-Bekehrungs-Gesetze“ existieren oder vorgeschlagen worden sind. Aber wir hoffen, mehr solcher Debatten an weiteren Orten weltweit zu erleben, denn der Ruf, Jesus nachzufolgen

- der Aufruf zur Bekehrung – ist heutzutage ebenso ein Bedürfnis wie in den Tagen, die in der Apostelgeschichte 2 beschrieben werden, und danach. Eine Kirche, die es versäumt, die Menschen zur Nachfolge Christi aufzurufen, kann man kaum noch „Kirche“ nennen.

Die Art und Weise, in der Menschen berufen werden, ist in vielen (aber sicherlich nicht allen) Überlegungen und Ausbildungen zu Mission vernachlässigt worden. Bekehrungsmodelle tendierten dazu, sich mehr auf pragmatische Überlegungen – was funktioniert – zu kon-

dem Teilen des Evangeliums mit den Schutzbedürftigen (was wir auch immer tun sollten) und dem Gewährleisten, dass die angebotene Hilfe nicht von der Bekehrung des Empfängers abhängt. Das Problem liegt vielleicht nicht einmal an unserer Vorgehensweise, sondern eher daran, wie unsere Arbeit von Dritten wahrgenommen wird. An manchen Orten auf der Welt ist dies ein wesentlicher Unterschied, den wir zur Kenntnis nehmen müssen.

Die „Empfehlungen“ sind einfach aufgebaut. Sie sind keine förmliche theologische Erklärung, auch wenn sie durch und durch theologisch sind. Sie sind vor allem ein Werkzeug, um die Reflexion über verschiedene bekehrungsbezogene Themen anzuregen und zu ermöglichen. Ein kurzer Abschnitt bietet eine „Grundlage für christliches Zeugnis“, gefolgt von einer Liste von „Grundsätzen“. Diese bilden die zentralen Abschnitte und bieten Ideen für Gebete, Diskussionen und Überlegungen und anschliessend für die Anwendung und die Weiterentwicklung entsprechend dem Kontext, in dem die Fachleute arbeiten. So hält zum Beispiel der erste Grundsatz fest: „In ihrem Zeugnis sind Christen dazu aufgerufen, dem Beispiel und den Lehren Jesu Christi nachzu folgen.“ Ich kann mir nicht vorstellen, dass irgendein Christ diese Aussage infrage stellt. Doch sobald wir sie auf unseren Kontext anwenden, wird es interessant: Was sind die wesentlichen Aspekte der Lehre Jesu in einem Umfeld aktiver und brutaler Verfolgung? Was ist mit dem europäischen Kontext, wo sich eine grosse Apathie gegenüber den Forderungen Jesu breitgemacht hat? Welche Rückschlüsse für unser Verhalten und unser Zeugnis ergeben sich aus dem Beispiel und der Lehre Jesu in diesen verschiedenen Kontexten? Das Dokument endet mit einigen Empfehlungen für lokale und nationale Organisationen.

Ich wurde eingeladen, das Dokument einer hochrangigen Gruppe von Kirchenführern vorzustellen. Nachdem ich nur einige Minuten gesprochen hatte, bat ich um Stellungnahmen und Fragen. Zwei Stunden später war die Diskussion noch immer in vollem Gang. Eine derartige Debatte ist Zweck des Dokuments. Ich glaube, er kann erfüllt werden, wenn solche Diskussionen uns alle zu einer tieferen Bekehrung zu Christus führen und ein grösseres Verlangen auslösen, seine bedingungslose Gnade und Liebe zu Gottes zerrütteter und bedürftiger Welt zu teilen.

*John Baxter-Brown
Übersetzung: Cornelia Kabus*

Das christliche Zeugnis in einer multireligiösen Welt

Empfehlungen für einen Verhaltenskodex

Präambel

Mission gehört zutiefst zum Wesen der Kirche. Darum ist es für jeden Christen und jede Christin unverzichtbar, Gottes Wort zu verkünden und seinen/ihren Glauben in der Welt zu bezeugen. Es ist jedoch wichtig, dass dies im Einklang mit den Prinzipien des Evangeliums geschieht, in uneingeschränktem Respekt vor und Liebe zu allen Menschen.

Grundlagen für das christliche Zeugnis

1. Für Christen/innen ist es ein Vorrecht und eine Freude, Rechenschaft über die Hoffnung abzulegen, die in ihnen ist, und dies mit Sanftmut und Respekt zu tun (vgl. 1. Petrus 3,15).
2. Jesus Christus ist der Zeuge schlechthin (vgl. Johannes 18,37). Christliches Zeugnis bedeutet immer, Anteil an seinem Zeugnis zu haben, das sich in der Verkündigung des Reiches Gottes, im Dienst am Nächsten und in völliger Selbstingabe äußert, selbst wenn diese zum Kreuz führen. So wie der Vater den Sohn in der Kraft des Heiligen Geistes gesandt hat, so sind Gläubige mit der Sendung beauftragt, in Wort und Tat die Liebe des dreieinigen Gottes zu bezeugen.
3. Das Vorbild und die Lehre Jesu und der frühen Kirche müssen das Leitbild für christliche Mission sein. Seit zwei Jahrtausenden streben Christen/innen danach, dem Weg Christi zu folgen, indem sie die Gute Nachricht vom Reich Gottes weitergeben (vgl. Lukas 4,16-20).
4. Christliches Zeugnis in einer pluralistischen Welt umfasst auch den Dialog mit Menschen, die anderen Religionen und Kulturen angehören (vgl. Apostelgeschichte 17,22-28).
5. In einigen Kontexten stößt das Anliegen, das Evangelium zu leben und zu verkündigen, auf Schwierigkeiten, Behinderungen oder sogar Verbote. Und doch sind Christen/innen von Christus beauftragt, weiterhin in Treue und gegenseitiger Solidarität von ihm Zeugnis abzulegen (vgl. Matthäus 28,19.20; Markus 16,14-18; Lukas 24,44-48; Johannes 20,21; Apostelgeschichte 1,8).

Für Christen/innen ist es ein Vorrecht und eine Freude, Rechenschaft über die Hoffnung abzulegen, die in ihnen ist, und dies mit Sanftmut und Respekt zu tun.

6. Wenn Christen/innen bei der Ausübung ihrer Mission zu unangemessenen Methoden wie Täuschung und Zwangsmitteln greifen, verraten sie das Evangelium und können anderen Leid zufügen. Über solche Verirrungen muss Buße getan werden und sie erinnern uns daran, dass wir fortlaufend auf Gottes Gnade angewiesen sind (vgl. Römer 3,23).
7. Christen/innen bekämpfen, dass es zwar ihre Verantwortung ist, von Christus Zeugnis abzulegen, dass die Bekehrung dabei jedoch letztendlich das Werk des Heiligen Geistes ist (vgl. Johannes 16,7-9; Apostelgeschichte 10,44-47). Sie wissen, dass der Geist weht, wo er will, auf eine Art und Weise, über die kein Mensch verfügen kann (vgl. Johannes 3,8).

Prinzipien

In ihrem Bestreben, den Auftrag Christi in angemessener Weise zu erfüllen, sind Christen/innen dazu aufgerufen, an folgenden Prinzipien festzuhalten, vor allem in interreligiösen Begegnungen.

1. Handeln in Gottes Liebe. Christen/innen glauben, dass Gott der Ursprung aller Liebe ist. Dementsprechend sind sie in ihrem Zeugnis dazu berufen, ein Leben der Liebe zu führen und ihren Nächsten so zu lieben wie sich selbst (vgl. Matthäus 22,34-40; Johannes 14,15).
2. Jesus Christus nachahmen. In allen Lebensbereichen und besonders in ihrem Zeugnis sind Christen/innen dazu berufen, dem Vorbild und der Lehre Jesu Christi zu folgen, seine Liebe weiterzugeben und Gott, den Vater, in der Kraft des Heiligen Geistes zu verherrlichen (vgl. Johannes 20,21-23).
3. Christliche Tugenden. Christen/innen sind dazu berufen, ihr Verhalten von Integrität, Nächstenliebe,

Mitgefühl und Demut bestimmen zu lassen und alle Arroganz, Herablassung und Herabsetzung anderer abzulegen (vgl. Galater 5,22)

4. Taten des Dienens und der Gerechtigkeit. Christen/innen sind dazu berufen, gerecht zu handeln und mitfühlend zu lieben (vgl. Micha 6,8). Sie sind darüber hinaus dazu berufen, anderen zu dienen und dabei Christus in den Geringsten ihrer Schwestern und Brüder zu erkennen (vgl. Matthäus 25,45). Soziale Dienste, wie die Bereitstellung von Bildungsmöglichkeiten, Gesundheitsfürsorge, Nothilfe sowie Eintreten für Gerechtigkeit und rechtliche Fürsprache sind integraler Bestandteil davon, das Evangelium zu bezeugen. Die Ausnutzung von Armut und Not

Die Ausnutzung von Armut und Not hat im christlichen Dienst keinen Platz.

Christen/innen sollten es in ihrem Dienst ablehnen und darauf verzichten, Menschen durch materielle Anreize und Belohnungen gewinnen zu wollen.

hat im christlichen Dienst keinen Platz. Christen/innen sollten es in ihrem Dienst ablehnen und darauf verzichten, Menschen durch materielle Anreize und Belohnungen gewinnen zu wollen.

5. Verantwortungsvoller Umgang mit Heilungsdiensten. Als integralen Bestandteil der Bezeugung des Evangeliums üben Christen/innen Heilungsdienste aus. Sie sind dazu berufen, diese Dienste verantwortungsbewusst auszuführen und dabei die menschliche Würde uneingeschränkt zu achten. Dabei müssen sie sicherstellen, dass die Verwundbarkeit der Menschen und ihr Bedürfnis nach Heilung nicht ausgenutzt werden.
6. Ablehnung von Gewalt. Christen/innen sind aufgerufen, in ihrem Zeugnis alle Formen von Gewalt und Machtmissbrauch abzulehnen, auch deren psychologische und soziale Formen. Sie lehnen auch Gewalt, ungerechte Diskriminierung oder Unterdrückung

durch religiöse oder säkulare Autoritäten ab. Dazu gehören auch die Entweihung oder Zerstörung von Gottesdienstgebäuden und heiligen Symbolen oder Texten.

7. Religions- und Glaubensfreiheit. Religionsfreiheit beinhaltet das Recht, seine Religion öffentlich zu bekennen, auszuüben, zu verbreiten und zu wechseln. Diese Freiheit entspringt unmittelbar aus der Würde des Menschen, die ihre Grundlage in der Erschaffung aller Menschen als Ebenbild Gottes hat (vgl. Genesis 1,26). Deswegen haben alle Menschen gleiche Rechte und Pflichten. Überall dort, wo irgendeine Religion für politische Zwecke instrumentalisiert wird oder wo religiöse Verfolgung stattfindet, haben Christen/innen den Auftrag, als prophetische Zeugen und Zeuginnen solche Handlungsweisen anzuprangern.
8. Gegenseitiger Respekt und Solidarität. Christen/innen sind aufgerufen, sich zu verpflichten, mit allen Menschen in gegenseitigem Respekt zusammenzuarbeiten und mit ihnen gemeinsam Gerechtigkeit, Frieden und Gemeinwohl voranzutreiben. Interreligiöse Zusammenarbeit ist eine wesentliche Dimension einer solchen Verpflichtung.
9. Respekt für alle Menschen. Christen/innen sind sich bewusst, dass das Evangelium Kulturen sowohl hinterfragt als auch bereichert. Selbst wenn das Evangelium bestimmte Aspekte von Kulturen hinterfragt, sind Christen/innen dazu berufen, alle Menschen mit Respekt zu behandeln. Sie sind außerdem dazu berufen, Elemente in ihrer eigenen Kultur zu erkennen, die durch das Evangelium hinterfragt werden, und sich davor in Acht zu nehmen, anderen ihre eigenen spezifischen kulturellen Ausdrucksformen aufzuzwingen.
10. Kein falsches Zeugnis geben. Christen/innen müssen aufrichtig und respektvoll reden; sie müssen zuhören, um den Glauben und die Glaubenspraxis anderer kennen zu lernen und zu verstehen, und sie werden dazu ermutigt, das anzuerkennen und wertzuschätzen, was darin gut und wahr ist. Alle Anmerkungen oder kritischen Anfragen sollten in einem Geist des gegenseitigen Respekts erfolgen. Dabei muss sichergestellt werden, dass kein falsches Zeugnis über andere Religionen abgelegt wird.



11. Persönliche Ernsthaftigkeit sicherstellen. Christen/innen müssen der Tatsache Rechnung tragen, dass der Wechsel der Religion ein entscheidender Schritt ist, der von einem ausreichendem zeitlichen Freiraum begleitet sein muss, um angemessen darüber nachzudenken und sich darauf vorzubereiten zu können. Dieser Prozess muss in völliger persönlicher Freiheit erfolgen.
12. Aufbau interreligiöser Beziehungen. Christen/innen sollten weiterhin von Respekt und Vertrauen geprägte Beziehungen mit Angehörigen anderer Religionen aufbauen, um gegenseitiges Verständnis, Versöhnung und Zusammenarbeit für das Allgemeinwohl zu fördern. Deswegen sind Christen/innen dazu aufgerufen, mit anderen auf eine gemeinsame Vision und Praxis interreligiöser Beziehungen hinzuarbeiten.

Empfehlungen

Die Dritte Konsultation wurde vom Ökumenischen Rat der Kirchen in Kooperation mit der Weltweiten Evangelischen Allianz und vom PCID des Heiligen Stuhls mit Teilnehmenden der größten christlichen Glaubensgemeinschaften (Katholiken, Orthodoxe, Protestanten, Evangelikale, Pfingstler) organisiert und erarbeitete im Geist ökumenischer Zusammenarbeit dieses Dokument. Wir empfehlen unseren Kirchen, nationalen und regionalen konfessionellen Zusammenschlüssen und Missionsorganisationen, insbesondere denjenigen, die in einem interreligiösen Kontext arbeiten, dass sie:

1. die in diesem Dokument dargelegten Themen studieren und gegebenenfalls Verhaltensrichtlinien für das christliche Zeugnis formulieren, die ihrem spezifischen Kontext angemessen sind. Wo möglich, sollte dies ökumenisch und in Beratung mit Verttern/innen anderer Religionen geschehen.
2. von Respekt und Vertrauen geprägte Beziehungen mit Angehörigen aller Religionen aufzubauen, insbesondere auf institutioneller Ebene zwischen Kirchen und anderen religiösen Gemeinschaften, und sich als Teil ihres christlichen Engagements in anhaltenden interreligiösen Dialog einbringen. In bestimmten Kontexten, in denen Jahre der Spannungen und des Konflikts zu tief empfindenem Misstrauen und Vertrauensbrüchen zwischen und innerhalb von Gesellschaften geführt haben, kann interreligiöser

Um angemessen von Christus Zeugnis abzulegen, müssen Christen/innen es vermeiden, die Glaubensüberzeugungen und Glaubenspraxis von Angehörigen anderer Religionen falsch darzustellen.

Dialog neue Möglichkeiten eröffnen, um Konflikte zu bewältigen, Gerechtigkeit wiederherzustellen, Erinnerungen zu heilen, Versöhnung zu bringen und Frieden zu schaffen.

3. Christen/innen ermutigen, ihre eigene religiöse Identität und ihren Glauben zu stärken und dabei gleichzeitig ihr Wissen über andere Religionen und deren Verständnis zu vertiefen, und zwar aus der Sicht von Angehörigen dieser Religionen. Um angemessen von Christus Zeugnis abzulegen, müssen Christen/innen es vermeiden, die Glaubensüberzeugungen und Glaubenspraxis von Angehörigen anderer Religionen falsch darzustellen.
4. mit anderen Religionsgemeinschaften zusammenarbeiten, indem sie sich gemeinsam für Gerechtigkeit und das Gemeinwohl einsetzen und sich, wo irgend möglich, gemeinsam mit Menschen solidarisieren, die sich in Konfliktsituationen befinden.
5. ihre Regierungen dazu aufrufen, sicherzustellen, dass Religionsfreiheit angemessen und umfassend respektiert wird, in dem Bewusstsein, dass in vielen Ländern religiöse Einrichtungen und Einzelpersonen daran gehindert werden, ihre Mission auszuführen.
6. für ihre Nächsten und deren Wohlergehen beten, in dem Bewusstsein, dass Gebet wesentlicher Teil unseres Seins und Tuns und der Mission Christi ist.

Wie finden Erwachsene zum Glauben?

Ergebnisse eines Forschungsprojekts

Dieser Frage geht für den Kontext der Evangelischen Landeskirchen in Deutschland eine Untersuchung der Universität Greifswald nach. Dabei legten die Autoren der Studie ein breites Verständnis von „Konversion“ zugrunde. Ziel der Untersuchung war es zu ermitteln, welche Faktoren konversive Wege besonders fördern. 462 Fragebögen aus vier Untersuchungsregionen wurden dabei ausgewertet.

Durchschnittlich waren die Befragten bei der Konversion rund 41 Jahre alt. Dabei war die Hälfte der Befragten zwischen 33 und 49 Jahren alt. Diese Altersverteilung ist beachtenswert, weil bei kirchlichen Angeboten und beim kirchlichen Teilnahmeverhalten die Schwerpunkte deutlich bei Kindern und alten Menschen liegen. Entgegen diesen Trends gibt es offensichtlich eine aktive und engagierte Gruppe (neuer) evangelischer Christen im mittleren Lebensalter, die die Aufmerksamkeit der Gemeinden verdient.

Die Hälfte der Befragten hat die Schule mit dem Abitur abgeschlossen, ein Drittel mit der Mittleren Reife. Das kann als Indiz dafür gesehen werden, dass kirchliche Arbeit Menschen mit formal höheren Bildungsabschlüssen besser erreicht.

Konversion wird in den Evangelischen Landeskirchen gerne als „Randphänomen“ angesehen. Dagegen zeigen die Ergebnisse der Studie, dass man Konversion im Hinblick auf Alter und Bildung als „Phänomen der Mitte“

Gruppen am Rand der Landeskirche oder außerhalb führen muss. Das mag es geben. Die Probanden der Greifswalder Studie hingegen zeigen eine andere Möglichkeit: Durch die Konversion steigt die Verbundenheit mit der Kirche, Menschen beginnen, sich zu engagieren. Sie können als Hoffnungsträger der Kirche angesehen werden.

Unterschiedliche Konversionswege

Um der Unterschiedlichkeit von Glaubenswegen Rechnung zu tragen, wurde die „Greifswalder Konversionstypologie“ entwickelt, die idealtypisch drei Typen unterscheidet:

- Im Typ *Vergewisserung* erleben Menschen Veränderungen hin zum Glauben, die immer schon „dabei“ waren und als aktive Gemeindeglieder leben.
- Menschen des Typs *Entdeckung* zeigen, dass in treuen Kirchenfernen durchaus ein persönliches Interesse am Evangelium und Gemeindeleben geweckt werden kann.
- Im Typ *Lebenswende* erleben Menschen einen Bruch mit ihrem bisherigen Leben und fangen an zu glauben, obwohl sie zuvor keinen Platz für den Glauben in ihrem Leben sahen.

Zusätzlich wurde auch nach dem zeitlichen Erleben der Glaubensveränderung gefragt. Dazu gaben drei Viertel der Befragten eine Auskunft, wie groß der Abstand zwischen ihrer ersten – neuen – Begegnung mit dem Glauben und ihrer Glaubensveränderung war. Der Durchschnitt liegt dabei bei zwölfseinhalb Jahren. Dieser Mittelwert ist aber durch die große Spannbreite etwas verzerrt. Der Median, der die Befragten in zwei gleich große Gruppen unterteilt, liegt bei 5,8 Jahren. Weiter gaben insgesamt ein Drittel der Befragten an, mindestens zweimal einen Anfang im Glauben gemacht zu haben; 11 Prozent haben das sogar drei- bis zehnmal getan.

Das heißt: Wenn Menschen wesentliche, neue Erfahrungen mit Evangelium, Glauben und Kirche machen, geht es nicht nach „Schema F“ zu. Es wäre ein großer Irrtum zu meinen, „Konversion“ ereigne sich immer und überall nach einem festgelegten Muster. Konversive Geschichten werden vielfältiger erzählt. Und – offenbar ist „missionarische Geduld“ nötig, denn Veränderungen der Glaubensbiographien brauchen ihre Zeit, unter Umständen dauert es mit Aufs und Abs viele Jahre.

Wenn Menschen wesentliche, neue Erfahrungen mit Evangelium, Glauben und Kirche machen, geht es nicht nach „Schema F“ zu.

betrachten kann. Die Tatsache, dass bei 82 Prozent der Befragten die Verbundenheit zur Kirche mit der Glaubensveränderung größer geworden ist – bei weiteren 15 Prozent hat sie sich nicht verändert, nur bei 3 Prozent ist sie gesunken – zeigt weiter, dass Konversion nicht notwendig aus der Kirche lösen und zum Anschluss an

Neben den drei Typen der Greifswalder Konversions-typologie gibt es weitere Typen von Konversionserleben: Erwachsene erleben Konversion auch als „Rückkehr“, insofern sie nach Unterbrechungen und Abbrüchen wieder zum Glauben zurückfinden. Das sind etwa Menschen, die durch Krisen und durch ihr Lebensschicksal den Glauben aus dem Blick verloren. Wieder andere erleben Konversion als „Mehrtageswanderung“, indem sie sich etappenweise dem Land des Glaubens nähern und das Ende einer Etappe als Durchfahrt durch ein Zwischenziel erleben. Im Umgang mit dieser Vielfalt von Glaubenswegen liegt eine enorme Herausforderung für Gemeinden.

„Mission ist möglich“

In der Studie wurde die religiöse Prägung im Elternhaus erfragt. Ein Indikator dafür war die Konfessionszugehörigkeit der Eltern. Nur 45,3 Prozent der Befragten sind in Elternhäusern aufgewachsen, in denen beide Eltern evangelisch waren. Bei 21,7 Prozent waren beide Elternteile konfessionslos. Anders sieht es in der ostdeutschen Teilmenge aus: Nur 29 Prozent kommen aus einem rein evangelischen Elternhaus, 51,7 Prozent hingegen aus konfessionslosen Elternhäusern.

Ein zweiter Indikator war die Frage nach der religiösen Sozialisation im Elternhaus. Gefragt wurde danach, wie oft mit der Mutter gemeinsam gebetet, über den Glauben gesprochen und ein Gottesdienst besucht wurde. 50 Prozent der Befragten erinnern sich an kein gemeinsames Gebet, über 40 Prozent keinen gemeinsamen Gottesdienstbesuch oder ein Gespräch über den Glauben. Blickt man auf die Väter, so werden alle Vorurteile bestätigt: Die Werte sind nochmals niedriger.

Das heißt, bei einem beträchtlichen Teil der Befragten kann von einer fehlenden oder nur sehr schwach ausgeprägten religiösen Sozialisation ausgegangen werden. Das bedeutet, dass auch für Menschen ohne religiöse Primärsozialisation Wege zum Glauben möglich sind. Dass gerade solche Menschen an der Befragung teilnahmen und in ihrem Leben eine Glaubensveränderung sehen, zeigt, dass sie nicht ein Leben lang darauf festgelegt sind, ohne Glauben zu leben. Veränderungen sind möglich, auch im Erwachsenenalter finden Neuorientierungen statt.

Offenbar ist „missionarische Geduld“ nötig, denn Veränderungen der Glaubensbiographien brauchen ihre Zeit.

Was fördert Glaubenswege? Fünf Thesen

Erwachsene, die zum Glauben finden, profitieren von einem Netzwerk guter Beziehungen

Für fast alle Befragten waren Freunde und Bekannte (84 Prozent), der Pfarrer/die Pfarrerin (88 Prozent), ehrenamtliche Gemeindeglieder (63 Prozent) und nahe Angehörige (Ehepartner, Mutter, eigene Kinder zu je 53 Prozent) wichtig für den gesamten Glaubensweg. Dabei lässt sich beobachten: Für den Kontakt sind die Freunde und ehrenamtlichen Gemeindeglieder eher wichtig, später gewinnt der Pfarrer oder die Pfarrerin für die Konvertiten an Bedeutung.

Dieses Phänomen lässt sich mit dem Bild des Staffellaufs interpretieren: Nicht alle Personen sind für Menschen auf dem Weg zum Glauben in allen Phasen gleich wichtig. Je mehr Kontakte zu Christenmenschen vorhanden sind, umso eher können solche „Staffelübergaben“ stattfinden. Anders formuliert: Wo Pfarrerinnen und Pfarrer, ehrenamtlich Mitarbeitende und Freunde im Hinblick auf die Begleitung von Menschen auf dem Weg zum Glauben ein „Team“ oder Netzwerk bilden, da fördert das Konversionen.

Haupt- und ehrenamtlich engagierte Christen brauchen offensichtlich Zeit für Kontakte. Eine lebhafte, veranstaltungstrunkene und gremienwütige Kirche verbaut sich sonst viele Chancen, das Evangelium über die eigenen Grenzen hinaus zu anderen Menschen zu bringen.

Erwachsene, die zum Glauben finden, nutzen eine Fülle kirchlicher Veranstaltungen

Das klingt zunächst wie ein Widerspruch zu dem, was eben zu den Personen gesagt wurde. Aber es ist nur das nötige Korrektiv: Beides ist nötig, gastliche Angebote



der Gemeinde, in denen der Glaube zur Sprache kommt, und persönliche Kontakte. Letztlich brauchen wir eine große Koalition von Zeugen im Alltag und gastlichen Veranstaltungen.

Dabei ist es ein bunter Strauß von Veranstaltungen, der für die befragten Erwachsenen wichtig war. Allerdings gilt etwas zugespitzt formuliert auch, dass Veranstaltungen insbesondere dann hilfreich sind, wenn Menschen für den Glauben offen sind – weniger, um sie für den Glauben zu interessieren.

Der Fragebogen zur Studie umfasst unter dem Thema „Kirche und der Weg zum Glauben“ 65 verschiedene

Auch für Menschen ohne religiöse Sozialisation sind Wege zum Glauben möglich.

Veranstaltungen und Einrichtungen. Darunter sind verschiedene Gottesdienstformen, Gruppen und Kreise, seelsorglich-individuelle und rituelle Angebote genauso wie übergemeindliche Veranstaltungen und diakonische Angebote.

Traditionelle Gottesdienste und Abendmahl waren für über 80 Prozent der Befragten bedeutsam auf dem Glaubensweg. Alternative Gottesdienste, Glaubenskurse aber auch kirchliche Bildungsangebote waren zu rund 60-70 Prozent wichtig. Fast 40 Prozent der Teilnehmer gaben an, dass eine Kirchenführung für sie bedeutsam war. Ein Fünftel erlebte einen Besuch zum Geburtstag oder auch im Krankenhaus als hilfreich. Für 14 Prozent war die Mitarbeit oder der Besuch einer Kleiderkammer wichtig für den Glaubensweg. Immerhin noch über 10 Prozent der Befragten nannte ein kirchliches Sportangebot.

Das heißt: Das Markenzeichen der Evangelischen Kirche, öffentlich gefeierte Gottesdienste, spielt auch eine wichtige Rolle dabei, wenn Menschen zum Glauben kommen – sowohl in traditioneller wie in alternativer Form. Traditionelle Gottesdienste erzielen beim Typus „Entdeckung“ die niedrigsten Werte von allen drei Typen. Für ihn können alternative Gottesdienste eine Überraschung darstellen: Kirche begegnet ihm hier

anders, und das scheint ihm zu helfen, während er vom Traditionellen nicht mehr so viel erwartete.

Insgesamt regen die Werte für Gottesdienste an zu fragen, wie Gottesdienste so gestaltet werden können, dass sie für Menschen auf dem Weg zum Glauben hilfreich sind. Wie können sie gastlich werden und sensibel für Menschen, die sich erst wieder auf den Weg machen und sich ihrer Sache überaus nicht sicher sind? In Summe geht es weniger um die Frage nach bestimmten Veranstaltungstypen als um einen Wechsel der gemeindlichen Perspektive, eine Entscheidung für eine gastfreundliche Kultur: Alles, was wir tun, betrachten wir mit der Frage, ob es dem, der sich auf die Suche macht, hilft, in der Gemeinde und im Evangelium erstmals oder wieder heimisch zu werden.

Für Erwachsene, die zum Glauben finden, haben zurzeit Glaubenskurse Hochkonjunktur

Unter den kirchlichen Angeboten verdienen auch die Ergebnisse bei Grundkursen des Glaubens Beachtung. Sie wurden von zwei Dritteln der Erwachsenen in der Studie als bedeutsam für ihren Glaubensweg angegeben. Dabei sind sie für die Befragten weniger eine Kontaktmöglichkeit, als dass sie die Möglichkeit zu vertieftem Bezug oder zum Festmachen einer Glaubensveränderung bieten. Dies gilt für alle drei Konversionstypen.

Die hohe Bedeutung von Glaubenskursen ist bemerkenswert, zumal es sie noch längst nicht überall gibt. Diese hohen Werte – ähnliche Zahlen finden wir bei Hauskreisen – lassen sich so interpretieren: Ein überschaubarer sozialer Kontext ist für geistliche Prozesse hilfreich. Überschaubare Gruppen leben wesentlich von Beziehungen. Der Faktor „Person“ kommt hier besonders zum Tragen. Es gibt im Glaubenskurs etwas für den Kopf und für das Herz, Information und Begegnung, elementares Wissen, aber auch die Chance, auf Probe dieses oder jenes zu durchdenken und auszuprobieren: Wie fühlt es sich an, wenn ich z.B. hier einmal ganz unverbindlich anfange zu beten?

Erwachsene, die zum Glauben finden, machen neue Erfahrungen mit dem Beten

Im Fragebogen wurde nach unterschiedlichen Formen des Gebets gefragt, um herauszufinden, wie bedeutsam sie auf dem Glaubensweg sind. Dabei ging es konkret um ein Fürbittangebot in der Kirche, also um verschiede-



ne Möglichkeiten in Kirche und Gottesdienst, für andere zu beten, dann um Friedensgebete und schließlich um das Gebet im Stillen. Praktisch alle Befragten – nämlich 93 Prozent - gaben an, dass sie irgendwann im Glaubensprozess im Stillen angefangen haben zu beten. Für bitten empfanden etwa zwei Drittel der Befragten als bedeutsam, das Friedensgebet etwa ein Drittel.

Der „Renner“ ist also das Gebet im Stillen. Es tritt nach außen nicht in Erscheinung. Manches spricht dafür, dass es hier der Faktor Anonymität ist, den viele schätzen. Wer im Stillen betet, kann dabei unentdeckt bleiben.

In vielen Gemeinden ist gleichwohl noch eine große Zurückhaltung zu beobachten, wenn es darum geht, zum Beten anzuleiten. Wir möchten nicht aufdringlich sein! Die Befragten allerdings haben das Gebet als große Hilfe auf ihrem Weg zum Glauben erlebt. Wer also Menschen auf ihrer geistlichen Reise unterstützen will, der sollte nicht zögern, ihnen das Gebet als Gespräch mit Gott nahezubringen und mit ihnen elementare Formen des Gebets einüben.

Für viele Erwachsene, die zum Glauben finden, sind rituelle Wegmarken hilfreich

Ein besonderes Interesse galt in der Studie sogenannten Übergangsritualen. Was markiert denn für die Befragten den Übergang vom Vorher zum Nachher ihrer Konversion?

Zu unserem Erstaunen konnte praktisch jedes kirchliche Angebot als Commitmentmöglichkeit dienen: Das Gebet im Stillen ebenso wie der Gang zum Abendmahl (30-40 Prozent); die Taufe, ein Gebet der Lebensübergabe, ein Angebot zur Mitarbeit und das eigene Glaubenszeugnis (jeweils 15-25 Prozent).

So etwas wie die Anfrage zur Mitarbeit kann man eigentlich nicht als rituelle Form für einen Übergang wahrnehmen. Und doch hat das für einige der Befragten die Funktion, ihre Glaubensveränderung zu markieren.

Aus diesen Zahlen kann man schließen: Wenn Menschen solche geistlichen Reisen hinter sich haben wie die in der Greifswalder Studie Befragten, dann verspüren sie irgendwann das Bedürfnis, ihrem Erleben Ausdruck zu verleihen. Es sind Schwellenrituale. Um es mit einer zentralen Handlung der Kirche zu vergleichen:

Alle geben an, dass sie irgendwann im Glaubensprozess im Stillen angefangen haben zu beten.

In einem gewissen Sinne geschieht hier ein konfirmierendes Handeln in konversiven Prozessen. Menschen brauchen immer wieder solche Einstiege in die Welt des Glaubens, ob zum ersten oder zum wiederholten Mal.

Was könnten mögliche Konsequenzen für die Gemeindearbeit sein?

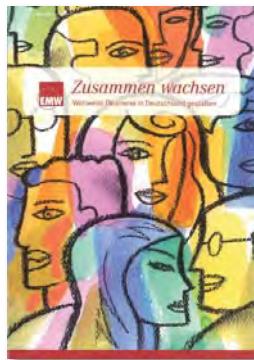
- Konvertiten wahrnehmen! Eine der ersten Konsequenzen sollte es sein, Glaubensbiographien von Menschen in unseren Gemeinden in ihrer Unterschiedlichkeit wahrzunehmen und Glaubensgeschichten Raum in unseren Gemeinden zu geben: Wer Konversion fördert will, nimmt Konvertiten wahr und ernst – und staunt über die Vielfalt der Wege Gottes.
- Konversionen fördern und unterstützen. Keine Frage, Glaubenswege sind unverfügbar. Es ist Gottes Geist, der Menschen verändert und Glauben in ihnen weckt. Aber er tut es mit und unter unserem Handeln. Die Herausforderung für Kirchen und Gemeinden besteht zum einen darin, ein konversionsfreundliches Klima anzustreben, also ein Umfeld zu schaffen, in dem Wege zum Glauben ermöglicht und gefördert werden. Zum anderen geht es darum, Menschen auf ihrem individuellen Weg zum Glauben als geduldige und hilfreiche Wegbegleiter zur Seite zu stehen.

PD Dr. Johannes Zimmermann ist Privatdozent für Praktische Theologie in Greifswald und Gemeindepfarrer in Endingen bei Balingen (Württemberg).

Der vorliegende Beitrag ist die stark gekürzte Fassung eines Artikels aus dem Jahresbericht der AMD 2010. Mehr zu diesem Thema in: Johannes Zimmermann / Anna-Konstanze Schröder (Hg.), Wie finden Erwachsene zum Glauben? Einführung und Ergebnisse der Greifswalder Studie, Neukirchen-Vluyn 2010.

Zum Weiterlesen

Empfehlungen zur Lektüre



Zusammen wachsen
Weltweite Ökumene in Deutschland gestalten
Evangelisches Missionswerk in Deutschland
Reihe „Weltmission heute“, Band 73
Hamburg 2011, 264 Seiten

Die weltweite Ökumene ist längst in Deutschland präsent. Weil im Zuge globaler Migrationsbewegungen immer mehr Kirchen aus der Dritten Welt selbstständige Gemeinden in Deutschland gründen, besteht in fast jeder Großstadt die Möglichkeit, an Gottesdiensten von Einwanderergemeinden teilzunehmen, die ihren Glauben mit missionarischem Anspruch vertreten.

Die Autorinnen und Autoren des Buches sehen in der Zusammenarbeit mit den Migrationsgemeinden die Möglichkeit, die globale Dimension des Christentums hautnah zu erleben. Auch wenn die theologische Orientierung dieser Gemeinden und die Form ihrer Gottesdienste zunächst fremd erscheinen, gäbe es Möglichkeiten, die Zusammenarbeit so zu gestalten, dass beide Seiten davon profitieren.

Umkehr zum lebendigen Gott
Beiträge zu Mission und Bekehrung
Evangelisches Missionswerk in Deutschland
Reihe „Weltmission heute“, Band 53
Hamburg 2003, 175 Seiten

„Umkehr“ und „Bekehrung“ sind gleichermaßen wichtige wie umstrittene Begriffe christlicher Tradition. Sie finden sich in der biblischen Sprache, sind in der christlichen Frömmigkeitsgeschichte immer wieder neu akzentuiert worden und spielen auch im Nachdenken über die Mission der Kirche eine große Rolle. Die in diesem Band zusammengestellten Beiträge leisten aus Sicht der Missionstheologie Beiträge zum Verständnis von Umkehr und Bekehrung.

Beide Bücher können kostenlos bestellt werden beim EMW, Normannenweg 17-21, 20537 Hamburg Tel. (040) 254 56-148, Fax -448, service@emw-d.de Internet-Bestellungen: www.emw-d.de

Das Evangelium unter die Leute bringen

Zum missionarischen Dienst der Kirche in unserem Land EKD-Texte Nr. 68 (2001)
Bestelladresse:
Kirchenamt der EKD, Herrenhäuser Str. 12
30419 Hannover (Selbstkostenpreis 1,65 Euro),
Im Internet unter www.ekd.de/EKD-Texte/44639.html

Internet-Tipps

Arbeitsgemeinschaft missionarische Dienste



Die AMD will Kirchen und Gemeinden in ihrer Mission unterstützen, denn das Evangelium von Jesus Christus in eine pluralistische und multireligiöse Situation hinein glaubhaft zu formulieren und zu leben, ist eine große Herausforderung für die Kirche. Auf der Website www.a-m-d.de findet man dazu zahlreiche Arbeitshilfen und Informationen.

Zentrum Mission in der Region



Kirche hat nicht nur die Aufgabe der Mission, Kirche ist ihrem Wesen nach Mission. Das „Zentrum Mission in der Region“ (ZMiR) will helfen, dieser Aufgabe nachzukommen. Im Rahmen des Reformprozesses der EKD entwickelt das ZMiR unter anderem Modelle und Impulse für die Gemeindearbeit. Darüber informiert die Website www.zmir.de

Bisher erschienene Materialien:



Arbeitsmappe

Mit Materialheft 1 und 2 und vier Text-Plakaten

Materialheft 1

Studentexte
Reportagen
Hintergründe

Materialheft 2

Gottesdienst
Predigt
Bibelarbeit

Materialheft 3

Mission und
Entwicklung

Materialheft 4

Gesundheit
und Heilung

Materialheft 5

Material für den
Konfirmanden-
unterricht
Aus der Praxis
für die Praxis

Materialheft 6

Frieden
und Mission

Materialsammlungen

(jeweils 20 Seiten) download www.mission.de

Jugendarbeit

Bausteine für die Arbeit mit Jugendlichen

Frauenarbeit

Bausteine für Gruppen

für die Arbeit mit Kindern

Bausteine für Gruppen

für die Seniorenarbeit

Bausteine für Gruppen

www.mission.de

Alle Materialien sind **kostenlos** und können über die Website www.mission.de bestellt werden. Hier finden Sie aktuelle Informationen und neue Materialien zum Download.
Bestellungen per Brief, Fax oder E-Mail bitte beim Projektbüro (Adresse siehe Rückseite).
Außerdem: Im **Shop** zu mission.de gibt es Pins, Becher, Blöcke, Schreibtischunterlagen, Terminplaner u.v.m. zu fairen Preisen:
www.mission.de/shop

Plakatserie 2

„Ja, wir haben eine Mission“

Set mit 4 Plakaten
lieferbar in A 3 und A 2



Postkartenserie

„Ja, wir haben eine Mission“

Alle vier Plakate in
Postkarten-Größe plus eine
Postkarte mit mission.de-Logo



Koordination und Projektbüro:
**Evangelisches Missionswerk
in Deutschland e.V.**

Normannenweg 17-21, 20537 Hamburg
Tel. (040) 254 56-148, Fax 448
E-Mail info@mission.de

Dieses Heft überreichte Ihnen:

- **Arbeitsgemeinschaft Mennonitischer Gemeinden in Deutschland**
- **Arbeitsgemeinschaft Missionarische Dienste im Diakonischen Werk der EKD**
- **Berliner Missionswerk**
- **Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden in Deutschland K.d.ö.R.**
- **Christoffel Blindenmission**
- **Deutsche Bibelgesellschaft**
- **Deutsche Evangelische Missionshilfe**
- **Deutsche Gesellschaft für Missionswissenschaft**
- **Deutsche Seemannsmission**
- **Deutsches Institut für ärztliche Mission**
- **Evangelisch-altreformierte Kirche in Niedersachsen**
- **Evangelische Brüder-Unität**
- **Evangelisch-methodistische Kirche – Mission und internationale kirchliche Zusammenarbeit**
- **Evang.-Luth. Missionswerk Leipzig**
- **Ev.-luth. Missionswerk in Niedersachsen**
- **Evangelische Kirche in Deutschland**
- **Evangelisches Missionswerk in Südwestdeutschland**
- **Gossner Mission**
- **Herrnhuter Missionshilfe**
- **Hildesheimer Blindenmission**
- **Mission EineWelt – Centrum für Partnerschaft, Entwicklung und Mission der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern**
- **Norddeutsche Mission**
- **Nordelbisches Zentrum für Weltmission und kirchlichen Weltdienst**
- **Vereinte Evangelische Mission**
- **Verband Evangelischer Missionskonferenzen**



•A•M•D•
Arbeitsgemeinschaft Missionarische Dienste
im Diakonischen Werk der EKD



Bund Evangelisch-Freikirchlicher
Gemeinden in Deutschland K.d.ö.R.
www.baptisten.de | Bundesgeschäftsstelle



Deutsche Bibelgesellschaft



ELM Hermannsburg
Partner in Mission



Evangelische Kirche
in Deutschland



Evangelisches Missionswerk
in Südwestdeutschland



Nordelbisches
Missionszentrum

